

Suum cuique

Beluga bei den Preußen



Doris und Manfred Sutter

Kapitel 1

Ist Reisen tödlich für Vorurteile?

Als ich die schiffbaren Flüsse Deutschlands für meine Kinderwebsite beschrieb, war ich über meine Unkenntnis der Flüsse im Osten regelrecht bestürzt. Elbe? Havel? Oder? Sie durchfließen ein Land, das nie mein Deutschland war.

Meine Kontakte zur DDR beschränkten sich auf eine Oma, die sich plötzlich nach fast 40 Jahren erinnerte, dass sie einmal ein Kind geboren hatte, das im Westen lebt, dass es Enkelkinder gab, und dass es mittlerweile bei denen vielleicht etwas zu holen gab. Eine kleine alte Frau, die fast in Lumpen gekleidet, ihre Besuche bei uns nutzte sich regelmäßig neu einkleiden zu lassen und meine Schränke plünderte um feine Geschenke nach Hause zu schicken. In ein Zuhause, in dem alles ja viel besser war als bei uns Kapitalisten. Als sie starb, hatten ihre Freunde bereits alles Geld von ihrem Konto und Sparbuch verschwinden lassen und außer einem Ring ohne Stein, war auch ihr Schmuck verschwunden, auf den sie immer so stolz war.

Gier, Grapsch, Raffke. Unser Staat hat eine unvorstellbare Summe unserer Steuergelder in dieses Land gepumpt, vor und nach der Wende. Einen Teil dieser Lasten hat man uns einfach übergestülpt. Solidarität nannten sie es. Warum soll ich solidarisch sein mit Menschen die ich nicht kenne? Zwangssolidarisch! Zehn Jahre haben sie uns versprochen, jetzt sind es bereits fast zwanzig. Es ist eine Spende, anonym wie eine Spende ans Rote Kreuz. Doch sie ist viel höher und jeden Monat wiederkehrend. Und nicht freiwillig. Müssten sie nicht wenigsten ein kleines bisschen Dankbarkeit beweisen?

Die Grenzbeamten, die westdeutsche Reisende schikanierten, waren Deutsche, keine Russen. Die Stasi und ihre Zuträger, waren Deutsche. Soldaten, die an der Grenze auf ihre Landsleute schossen, auch die welche die Befehle dazu gaben, waren Deutsche. Wie immer ließ man die Großen laufen und hielt sich an die kleinen Befehlsempfänger.

Auch meine geschäftlichen Erfahrungen nach der Wende, mit Anmaßung und Anspruchshaltung dieser neuen Mitbürger, waren nicht immer positiv. Das Getue mit Ossi und Wessi fand ich immer nur doofen Kinderkram! Ich gebe es zu, ich bin beladen mit Vorurteilen und Abneigungen. Sind meine Vorstellungen und Vorurteile zu naiv und pubertär? Es wird Zeit die neuen Bundesländer und ihre Einwohner kennenzulernen. Sie können nicht alle so sein. Oder doch? Ich werde mich selbst davon überzeugen. Wie herrlich ist die Seenlandschaft der Müritz wirklich? Die Gewässer um Berlin? Ich möchte Kontakte zu Einheimischen und ich will mir selber ein Bild machen von angeblich unwilligen, schikanösen Schleusenwärtern, von Abzocke der Gäste in den Häfen, von alten Kadern und Seilschaften. Wir haben wirklich einen Berg von Vorurteilen. Das stört mich, denn eigentlich gehöre ich zu den Menschen, die anderen erst einmal unvoreingenommen entgegen gehen. Hätten wir uns von Gerede beeinflussen lassen, wir wären nie die Donau gefahren. Doch gerade weil wir das nicht haben, wurde es ein Erlebnis, ein erfüllter Lebenstraum. Doch das ist eine Geschichte, die schon lange niedergeschrieben wurde.

„Da willst du hin?“, schüttelte Manfred immer wieder ungläubig den Kopf. Seit wir unsere Sommerreisen begannen fand er Ausreden und Ausflüchte um nicht nach Ostdeutschland zu fahren.

Er hat eher keine Altlasten, wenn man vom Chromosom B absieht.

B wie Bayern!

Was, bitteschön, soll denn ein Bayer in Preußen? Gegen die Saupreußen, die berlinerischen, mecklenburgischen, thüringischen, polnischen, japanischen, haben sie ein tief verwurzelttes Misstrauen. .

Erschwerend kommt hinzu, dass Preußen für alles steht, was Manfred eh verabscheut. Beamtentum, Staatsraison, Obrigkeitshörigkeit, Militarismus.

Wobei er sich selber durch die preußischen Tugenden Pünktlichkeit und Akkuratesse auszeichnet.

Man kann den Wind nicht verändern, man muss die Segel richtig setzen!

Keine Wende, eher eine Halse, brachte die Bekanntschaft im letzten Jahr mit den Berlinern. Wir mochten uns auf Anhieb.

Da können doch die Preußen gar nicht so schrecklich sein.

War es die genetisch bedingte bayrische Toleranz?

Oder war es die genetisch bedingte Pfälzer Cleverness?

Egal! Ein guter Kompromiss ist, wenn beide das bekommen was sie eigentlich nicht wollen, schließlich kann man auf seine eigenen Täuschungsmanöver durchaus hereinfallen

Berlin, Berlin, wir fahren nach Berlin. Mit einem kleinen Umweg über die mecklenburgische Seenplatte versteht sich.

Und ich freue mich darauf.

Optimisten wandeln auf der gleichen Wolke, unter der Pessimisten Trübsal blasen.

Kapitel 2

Strickjackenwetter

Wetter ist für jeden ein Thema. Für uns ganz besonders. Wir werden die nächsten Monate mehr oder weniger im Freien leben.

Im Herbst, als wir die Saison beendeten, hat unsere Heizung ein wenig gemuckt. Nun, kein Problem, Manfred baute sie aus und ließ sie beim Spezialisten überprüfen. Einige Relais wurden getauscht, sie wurde gereinigt und was man halt so macht. Ostern wollten wir Probewohnen an Bord machen, doch leider, ein paar von meinem Enkelkind aus dem Kindergarten eingeschleppte Bazillen liebten mich über alle Maßen und wollten sich gar nicht mehr von mir trennen. Normalerweise bin ich bin furchteinflößend genug um schon die kleinste Erkältung in die Flucht zu schlagen, aber meinen Enkelkindern kann ich nichts abschlagen.

Immerhin, wir stellten fest, die Heizung lief einwandfrei und schaltete auch von selbst ein.

Das Mistwetter bescherte uns Hochwasser im Rhein und wir waren gar nicht mehr so sicher, ob sich unser Zeitplan einhalten lässt. Pegel Mainz hob sich dann auch in schöner Gleichmäßigkeit über Hochwassermarken 1. Es schüttete immer noch wie aus Kübeln, als wir ablegten.

Der graue Himmel hatte sich so tief über die Landschaft gesenkt, dass er dicht über unseren Köpfen zu hängen schien. Selten gelang es der blassen Sonne ein Wolkenzipfelchen zu erhellen.

Immerhin, wir sind wieder unterwegs.

Wir sind auch ein bisschen urlaubsreif. Es war ein stressiger Winter. Wenn man die Zeit dazu hat, tanzt man auf vielen Hochzeiten. Zu vielen! Es gab kein Wochenende, das nicht Wochen im Voraus verplant war. Als mein Verleger das neue Kinderbuch absegnete, war es endgültig mit meiner Ruhe vorbei. Einzig für unsere Enkelkinder, da haben und nehmen wir uns alle Zeit dieser Welt.

Die vielen Einladungen blieben natürlich nicht ohne Folgen. Wir haben mehr Ringe auf den Hüften als der Saturn in seiner Umlaufbahn. Dafür gibt es nur einen Trost: nach dem nächsten Krieg sind die Dicken dünn und die Dünnen tot.

Auf dem Rhein herrscht ungeheurer Schiffsverkehr. Wegen des hohen Wasserstandes dürfen wir nicht schneller als 20 km/h fahren. Mit dem kräftigen Schub des tosenden Wassers heißt das für Beluga Standgas. So sparen wir wenigstens den teuren Sprit. Ganze Baumstämme schwimmen im Wasser und trotz Zickzack-Fahrt hat Beluga manch unliebsame Berührung.

Abends stellt Manfred fest, dass unsere Heizung Diesel verliert.

Gegen Mittag des zweiten Tages schlüpfen wir in die Ruhr und haben den Hochwasser-Zirkus hinter uns.

Es ist immer noch bitter kalt. Strickjacke reicht nicht, man braucht eher einen Thermoanzug.

In Oberhausen gehen wir in die Marina. Natürlich ist der Hafenmeister nicht da. Wäre doch zu einfach, würde er einem ankommenden Boot die Taue durch die mickrigen Ringe am Steiger ziehen. Fender steuerbord befiehlt mein Kap'tn, weil er dreht und rückwärts an den Steg fährt.

Der hintere Fender sitzt nicht richtig. Verschwindet unter dem Steg, Beluga holt sich am Heck zwei kleine Kratzer. Mein Herz sinkt klaffertief bei dem Geräusch.

Unter seinen Basiliskenblicken würde ich sogar zugeben den Pabst verführt, geschweige denn den doofen Fender zu tief gehängt zu haben. So bin ich denn froh, dass es bei einer Gardinenpredigt bleibt. Leicht könnte er die saumselige Bordfrau zermalmern wie Moses das Goldene Kalb.

Aus unserer Absicht zügig nach Fuestrup durchzuziehen wird nichts. Wir treffen in Henrichenburg Boots-Freunde wie bereits in Porz. Weil ja arme, reisende Rentner nicht so reich sind, dass sie Einladungen ausschlagen können, nehmen wir Hugos Angebot uns lecker zu bekochen gerne an.

Nachts wird es wieder so kalt, dass wir die Heizung durchlaufen lassen, damit uns nicht kübelweise Kondenswasser an den Wänden runter läuft. Morgens liegt Beluga unter einer dicken Reifschicht wie unter einem weißen Betttuch.

Warum tut ihr euch das nur an, werden unsere Landrattenfreunde wieder einmal fragen, wenn sie meinen Bericht lesen.

Wir nehmen vieles auf uns für ein kleines Zipfelchen Freiheit. Für Ungebundenheit und ein winziges Abenteuer. Heute finden Abenteuer in Computern und Laboratorien statt. Doch die wahren Abenteuer sind im Kopf und sind sie nicht im Kopf, sind sie nirgendwo. Abenteuer im Kopf auf der Couch sind auf Dauer auch langweilig, also raus in die Ferne, ohne gebuchte und geplante Gruppenreise. Auf eigene Faust. Selbst wenn es mitten in unserem zivilisierten Land ist, ist es immer spannend.

Deshalb ist manchmal das Vergessen der Frage die beste Antwort.

Kurz vor Münster bringt uns die Waschpo auf. Der übersteigende Polizist kontrolliert alles, von den Bootspapieren über Führerscheine bis zur Sicherheitsausrüstung. Eine elend lange Liste hakt er ab. „Das dachte er sich schon“, sagt er, als es nix zu meckern gibt. „Dass bei ihnen alles in Ordnung ist, das sieht man auf den ersten Blick“. Wir erhalten einen Aufkleber, der uns vor weiteren Kontrollen in diesem Jahr bewahren soll.

In Fuestrup legen wir unsere erste richtige Rast ein. Hier werden wir immer aufgenommen wie alte Freunde. Manfred versucht die Undichtigkeit an der Heizung zu beseitigen. Leider muss er am nächsten Morgen feststellen, dass immer noch Diesel austritt.

Auch hier kommen Bekannte an Bord und wir verbringen einen vergnüglichen Nachmittag.

Nachdem ich meinem Herrn und Meister verkündet habe, dass ich nach dem Verputzen sämtlicher Schokoriegel und des 2 kg schweren Parma-Schinkens, sowie der ellenlangen Salami, den Kühlschrank in eine öde, leere, kalorienfreie Zone verwandeln werde, kann auch er, eigentlich ein rechter Wirtschaftsmuffel, der Gelegenheit nicht widerstehen in der Hafenschänke einzukehren. Während dieser ekelhaft kalte Ostwind wie eine streunende Raubkatze heulend durch den Hafen streicht, schlagen wir uns die Bäuche voll wie Bären, die sich auf den Winterschlaf vorbereiten.

Es ist überaus schade, dass es keine echte „Pille danach“ gibt, die verhindert, dass sich genossene Kalorien an allen möglichen und unmöglichen Körperteilen festklammern. Es gibt natürlich eine Fettpille, die dafür sorgt, dass Fett unverdaut den Darm verlässt. Doch leider sind ihre Auswirkungen auf die Verdauung fatal. Wer will schon den Rest seines Lebens mit schamhaft geröteten Wangen und fest zusammen gezwickten Backen herumlaufen?!

Manfred hat Hoffnung, dass der Berufsschiffsverkehr schwächer wird, wenn wir in den Mittellandkanal abbiegen, doch das bleibt fromme Hoffnung.

Kapitel 3

Mittellandkanal Bonjour Tristesse

„Da muss es in Meck-Pom schon sensationell und einmalig schön sein, wenn ich hier noch mal fahren soll!“, knurrt Manfred mit roter Nase über seiner Teetasse und der heiße Dampf beschlägt ihm die Brillengläser. Was ihn auch nicht mit übergroßer Begeisterung erfüllt. Die Windsbraut aus dem Osten nervt ihn, da muss ich nicht auch noch dabei sitzen und mit frieren. Am Laptop neben der Heizung hat's gute 25 Grad. Meine Wohlfühltemperatur. Leider muss ich ihm Recht geben. Was wir bis jetzt vom Mittellandkanal gesehen haben war mehr als eintönig. Viel Schiffsverkehr und teilweise sehr hohe Wälle neben dem Kanal über die man nicht ins Hinterland gucken kann. Die wahre Natur des Landlebens ist allerdings oftmals verstärkt zu riechen. Wunderschön die Gutshöfe. Roter Backstein, rote Dächer, manchmal Fachwerk, auch moderne Häuser im gleichen Stil. Drehende Windräder, kein Wunder bei diesem ekelhaften Ostwind. Dafür stehen die alten Windmühlen still.

Mit ungutem Gefühl übernachten wir an einer ausgewiesenen Liegestelle im Kanal. Wir hängen alle Fender an die Spundwand und sind dann sehr erfreut, dass uns die vorbeifahrende Berufsschiffahrt keinerlei Wellen macht. Kaum haben wir angelegt, kommt ein Auto. Der Fahrer zückt einen mächtigen Fotoapparat und beginnt Beluga wie wild von allen Seiten zu fotografieren. Als zwei junge Mädchen vorbeispazieren, werden sie sofort in Positur gestellt, am Heck, am Bug, breitseits. Wir gucken eine Weile amüsiert zu, dann strecke ich den Kopf zur Tür heraus und frage, ob das denn auch was wird. „Ja, ja!“, antwortet er ganz ernsthaft. Er ist von der lokalen Presse und macht Bilder für einen Bericht des Ortes als Naherholungsgebiet. Ob die Spundwand im Kanal als Naherholungsgebiet durchgeht wage ich zwar zur bezweifeln, aber wenn er meint. Die beiden jungen Damen lassen wir an Bord, nachdem ich ihre Schuhe inspiziert habe. Und wieder gibt es Bilder aus allen Richtungen. Ob Beluga eine Yacht wäre, will der Journalist wissen.

„Yachten sind eher was für Millionäre“, antworte ich ihm. „Beluga ist ein Motorboot“. Das weiß er allerdings besser. Es hieße ja Jachthafen und Motorboote wären viel kleinere Dinger. Na schön, wer will schon die Pressefreiheit beschneiden.

Endlich mal eine Nacht in der die Temperaturen nicht unter Null sinken.

Morgens streikt unser Jockel. Er gibt keinen Strom ab. So was passiert generell nur **vor** dem Frühstück. Jetzt ist mein Archimedes gefragt. Natürlich hat er nach kurzer Zeit bereits den Fehler entdeckt und natürlich hat er auch die passenden Ersatzteile dabei. Wer hat schon Kondensatoren für den Stromerzeuger dabei, außer uns? Jedes Mal, wenn uns seine Weitsicht aus einer Notlage rettet, muss ich ihm (heimlich natürlich) Abbitte leisten, dass ich ihn wegen seiner (in meinen Augen völlig übertriebenen) Vorsorge mit Häme übergossen habe. Die Stromversorgung ist gerettet, der Ostwind bläst immer noch eklig und es hat auch tagsüber Temperaturen im einstelligen Bereich. Gegen Mittag erreichen wir die Kanalbrücke über die Weser. Die nostalgische alte Brücke ist geschlossen, hier wird gebaut. Gut, dass wir nicht in die Weser wollten, sie ist gesperrt, entnehmen wir dem Funkverkehr der Berufsschiffahrt. Die Heizung, die nicht so spurt wie er will, der Jockel, der ihn geärgert hat, die Temperaturen mit dem eisigen Ostwind, der ihn jedes Knöchelchen im Körper spüren lässt, der triste Kanal und das Reiseziel, dem er eigentlich auch nicht mit überschäumender Begeisterung zugestimmt hat, lässt Manfreds Laune

unter Null sinken. Erschwerend kommt hinzu, dass der blöde Kanal von Ost nach West läuft und entweder Bäume oder Häuser unserer Sat-Antenne im Weg stehen und es kein Fernsehen gibt. Es würde ihn doch abends richtig entspannen, könnte er ein bisschen an dem miesen Fernsehprogramm rummäkeln oder wenigsten 5 verschiedenen Programmen beweisen, dass ihre Wettervorhersagen allesamt für die Mülltonne sind. Solange seine Knie und die Handgelenke schmerzen bleibt das Wetter mies. Sonntagabends legen wir uns auf eine ausgewiesene Liegestelle für Kleinfahrzeuge, weil angeblich eine Einkaufsmöglichkeit in unmittelbarer Nähe sein soll. 20 Minuten stramm marschieren, ein Weg, stelle ich fest. Das ist zu weit um den Einkauf zu schleppen, also Fahrrad. Ein klasse Fahrradweg führt bis zum Supermarkt. Trotzdem darf ich nicht alleine fahren. Weil ich schon ohne Einkauf am Lenker oder Gepäckträger völlig unsicher auf der Strasse rumfallen würde. Und natürlich bekomme ich jede Menge gute Ratschläge, wann und wie ich aufsteigen soll, dass ein Fahrrad zum Fahren und nicht zum Schieben da ist.....

Mecker.... Nörgel....

Erst kürzlich habe ich die Anatomie von Frauen- und Männerschädeln sehr intensiv studiert. Außer einem größeren Hirnvolumen, wobei Quantität nichts über die Qualität aussagt, und einer kräftigeren Kieferpartie, konnte ich eigentlich keine größeren Unterschiede feststellen. Besonders nicht an den Hörorganen. Und doch unterscheiden sich gerade diese erstaunlich von einander. Männer hören etwas, was Frauen niemals hören.... Männer hören weg! Obwohl ich keine durchgehende offene Verbindung zwischen den beiden Ohrwatscheln feststellen konnte, gelingt es auch mir immer mal wieder die Ohren auf Durchzug zu programmieren. Dann läuft unser Einkauf doch noch ganz harmonisch ab und wir bekommen auch alles problemlos an Bord. Gegen Mittag erreichen wir unsere erste Schleuse. Zwei Berufsschiffe und ein Segler liegen in Wartestellung. Fast 15 m geht's aufwärts, leider ohne Schwimmpoller. Normalerweise schleusen wir auf dem Mittelpoller, doch diesmal bestimmt Manfred, dass wir Beluga vorne und hinten nehmen. Weil die Poller zu weit auseinander stehen, müssen wir beim Umhängen jedes Mal rangieren. Einmal kommt er hinten mit seinem Tau in Kalamitäten. Es klemmt sich fest und geht nicht raus. Ich bin vorne, weil ich ja Tau geben muss damit er Beluga rückwärts ziehen kann, so weit von der Schleusenwand weg, dass ich auch nicht umhängen kann. Mein Poller verschwindet schon unter Wasser, ich zerre wie irr um wieder in die Richtung zu kommen. Die Segler, die an der anderen Mauer hängen, können das Boot auch nicht ordentlich halten und kommen uns immer näher. Ich schlenze das Tau, wieder und immer wieder, glaube es schon verloren, endlich ist es los, Manfred drückt Beluga mit dem Bugstrahlruder an die Wand, ich kann umhängen. Es war eine brenzlige Situation. Ein bisschen schlackern mir die Knie.

Wenigstens scheint die Sonne auf unserem weiteren Weg, da ist die Welt gleich viel freundlicher. Die nächste Schleuse nehmen wir mit einem Frachter ohne jede Wartezeit. Hier geht's abwärts, also kein Gezerre mit den Tauen. Es irritiert mich ungeheuer, dass wir ab Beginn der Kilometrierung auf Bergfahrt sind. Bis zur ersten Schleuse, in der wir ja hoch geschleust sind, ist das völlig in Ordnung. Bis zur 2. Schleuse sind wir eigentlich auf der Scheitelhaltung des Kanals und dann befinden wir uns, da die 2. Schleuse ja 9 m abwärts schleust, im Grunde auf Talfahrt. Es geht zur Elbe abwärts. Doch auch die Betonung, grüne Tonnen an unserer Steuerbordseite, beweist, dass wir noch immer in Bergfahrt sind. Alles sehr merkwürdig. Na ja, wenn's schön macht. Unmittelbar am Hauptbahnhof von Wolfsburg ist ein Anleger für Sportboote. Gegenüber das Heizkraftwerk von VW. Ein beeindruckender Bau. Morgens um sieben schiebt sich ein Pole mit vier Leichtern

an uns vorbei. Wüsste ich es nicht besser, ich würde annehmen an der Donau zu sein. Jedes zweite Berufsschiff ist jetzt polnischer oder tschechischer Herkunft. Man kann sie schon von weitem an ihrem Zustand erkennen. Sie zu überholen ist nicht immer einfach. Problematisch auch, weil man sich oft nur schwierig mit ihnen verständigen kann. Vom Naturpark Drömling, einer von Kanälen durchzogenen Weidelandschaft eines im 18. Jahrhundert entwässerten Moors, erhalten wir das torfbraune Wasser im Kanal.

Früher wurden Sportboote vom Hebewerk Rothensee bedient, doch der Schleusenmeister beordert uns zu der neuen großen Schleuse. Der Warteplatz für Sportboote ist eine Spundwand, direkt davor beginnt eine glatte Betonmauer als Warteplatz für Frachtschiffe. Unverständlich! Der starke Ostwind drückt uns mit Wucht gegen die Spundwand. Es gibt keine Festmacher. Wir hängen uns an die Leiter. So rollt Beluga aber immer vor und zurück. Obwohl ich 4 Fender auf einer Seite habe, verschwinden sie in den breiten Aussparungen der Spundwand. Wir haben alle Hände voll zu tun Beluga weit genug abzurücken, um die Fender umzuhängen und noch einen anzubringen.

Wenn die Schleuse entleert wird, fließen 60 % des Wassers in die Sparbecken, der Rest wird von 5 mächtigen Pumpen in enormer Geschwindigkeit mit ungeheurem Druck zurück ins Oberwasser gepumpt. Gemeinsam mit dem Starkwind presst es uns an die Spundwand, dass wir kaum noch ablegen können. Drückt Manfred die Nase von Beluga mit dem Bugstrahlruder von der Spundwand weg, quetscht sich das Heck dagegen und die Fender verschwinden in den Ausbuchtungen. Mit den Motoren drückt er das Heck weg, mit der Kopfschraube den Bug, ich drücke zusätzlich und dann kann er mit Vollgas nach hinten wegziehen und von der Wand frei kommen. Es ist unglaublich. Die Schleuse hat einen Hub von 11 bis 18 Metern, ganz nach dem Wasserstand der Elbe. Mit Schwimmpollern ist das kein Problem. Gut, dass ich ihnen nicht traue, prompt bleibt unser Poller erst mal einen halben Meter stehen. Das Boot fest an ihm zu vertäuen hätte uns mal wieder ein Tau gekostet.

Ein polnischer Frachter beladen mit Schrott schleust mit uns. Im Unterwasser überholen wir ihn und drehen in die Elbe, als dort ein Frachtschiff durch den Funk gibt, dass er am Wendeplatz dreht um in den Schleusenkanal zu fahren. Ob da wer wäre, will er wissen. Unser Pole antwortet: „Komme von Schleuse“!

„Gut“, antwortet der Käpt'n der Nautic, „wo willst du hin fahren, willst du drehen?“

„Ich warre!“, tönt es aus dem Funk.

„Worauf wartest du?“, will der Käpt'n wissen.

Keine Antwort.

„Was willst du machen, worauf wartest du!“

Wieder keine Antwort.

Wenn der Pole nicht aus dem Schleusenkanal rauskommt, kann die Nautic nicht einfahren. Das ist ein Problem für ihn, denn die Elbe hat Hochwasser und fließt recht kräftig.

„Pole“, ruft er erneut, schon ein bisschen genervt, „auf was wartest du?“

Keine Antwort.

Da wird er grantig.

„Spricht denn auf diesem Bach kein Mensch mehr deutsch!!!!???? Poole, worauf wartest du?“

Pole antwortet nicht.

Manfred kann es sich nicht verkneifen durch den Funk zu sagen „auf besseres Wetter“. Ein anderer Frachter-Käpt'n sagt: "Vielleicht wartet er darauf, dass du endlich polnisch lernst!"

Wir hören nicht mehr wie die Debatte ausgeht, doch als wir schon stundenlang in Rogätz am Steiger liegen, fährt der Pole an uns vorbei. Hat er's also doch geschafft!

Auch wir haben's geschafft. Der Kanal liegt hinter uns. Unser kurzer Weg über eine schnell fließende Elbe liegt vor uns. Jetzt beginnt unser Urlaub.

Kapitel 4

Flacher Strom in flachem Land, die Elbe

Die Elbe empfängt uns mit hohem Wasserstand. 2 m über Normal sagt uns der Hafenmeister von Rogätz, wo wir unsere erste Nacht verbringen. Natürlich hätten wir lieber geankert, statt 14 Euro los zu werden. Jedoch der Wasserstand ist so hoch, dass man weder die Buhnen noch den Beginn des Ufers ausmachen kann.

Stellenweise ist die Elbe breit wie ein See. Das Land ist flach, sehr flach.

Ansiedlungen sind alle sehr weit vom Wasser weg. Außer Enten, Gänsen, Reiher ist nichts zu sehen. Nicht einmal Menschen. Wo sollen sie auch herkommen.

Nirgends eine Ortschaft. Es dauert ein bisschen, bis wir die Betonung des Flusses verstanden haben. Für Manfred ist das eh kein Problem, er ist ein erfahrener Flussschiffer und sieht genau wo die Fahrrinne verläuft und das Wasser fließt.

Tangermünde klingt nach Großstadt. Doch es ist ein zauberhaftes kleines, fast mittelalterliches Städtchen an der Mündung des Tanger. Nicht **des** Tanger natürlich. Der ganze Ort ist neu restauriert. Aber er muss schon früher reich gewesen sein, wenn man die Häuser betrachtet. Tangermünde war schon 1136 eine wichtige Elbzollstätte und Mitglied der Hanse. Kaiser Karl IV. machte Tangermünde zu seiner Residenz neben dem Hradschin in Prag. Später machten die Hohenzollern Tangermünde zur Hauptstadt ihres Fürstentums. Sie wurden allerdings von den Tangermündern vertrieben, als sie ihnen eine Biersteuer auferlegen wollten.

Und genau dieses Bier, wollen wir natürlich probieren. Kuhschwanzbier Bier gibt's in der Zecherei St. Nikolaus, einer ehemaligen Kirche und im Schulzimmer des Exempel.

Beide bemerkens- und sehenswerte Lokalitäten. Wir sind am helllichten Tag ins Exempel eingekehrt um solche Dinge wie „Verpackte Schuhsohle mit Agaricus campestris“ oder „Altmärkisches Bollenfleisch mit Leinenwebs Eierkok'n“ oder die „KaiserlicheMahlzeit“ zu entdecken.

Als Kaiser Karl Tangermünde besuchte, verlange er eine kräftige Mahlzeit, ohne dass ein Tier geschlachtet würde. Man servierte ihm ein schmackhaftes Eintopfgericht aus Erbensuppe mit kleinen Fleischstückchen.

Da er kein Schwein hatte quieken hören, wollte er der Sache auf den Grund gehen und inspizierte die Schweineställe. Da fehlte zwar kein Schwein, aber den meisten

fehlten die Ohren und die Schwänze. Seither gibt's in der Altmark Schweinsohren mit Erbsen.

Natürlich gibt's auch vom Kuhschwanz Bier eine Anekdote.

.....NUN WARD ES AUCH ZU ZEITEN VON TANGERMUND, WIE AUCH ÜBERALL HERNIEDER, ÜBLICH, DASS JEDER AUS DEM VOLKE SEINEN EIGENEN GERSTENSAFT ZU BRAUEN SUCHTE BEI SICH DRUNTEN IN DEN GEMÄUERN. DAS WASSER FÜR DAS WOHLSCHECKENDE GESÖFF WARD GENOMMEN VOM TANGERFLUSS. ABER AUCH DIE RINDSVIECHER DER UMGEBUNG HABEN IHREN DURST IM TANGER ZU STILLEN GESUCHT. SO KAM ES, DASS DIE BRAUMAYSTER DIE KUHVIECHEREIEN AUS DEM FLUSS VERTREIBEN WOLLTEN, UM REICHLICH VOM WASSER ZU SCHÖPFEN. DOCH SO SEHR SIE SICH AUCH MÜHTEN, VERMOCHTEN SIE NICHT ZU VERHINDERN, DASS MINDESTENS EIN KUHSCHWANZ WÄHRENDDESSEN STEHTS NOCH IM TANGER HING.

Nach zwei dunklen Bieren bin ich natürlich ein bisschen beschickert.

Wittenberge, die Stadt der Nähmaschinen ist unser nächstes Ziel. Vor dem Hafen liegt zwar eine Fahrwasserteilungstonne, doch man kann nicht so genau erkennen an welcher Seite man dran vorbei fahren kann. Alles ist überschwemmt. Auch die Hafemole. Würden nicht ein paar Bügel einige Zentimeter über das Wasser ragen, könnte man gar nicht erkennen wo die Mole aufhört und das Fahrwasser anfängt. Die Steganlage ist neu, aber außer zwei alten Barkassen, einem kleinen Berliner und einem Traditionsegler liegt kein Boot dort. Die Besatzung des Berliner Motorbootes jammert rum, weil keiner da ist um ihnen das Tor aufzuschließen und sie kein Wasser bunkern können. Auch unser Versuch den Hafenmeister telefonisch zu erreichen scheitert erst mal. Als es uns später doch noch gelingt, erscheint eine junge Dame, sperrt uns das Tor auf und bittet uns ins Restaurant zur Anmeldung. Die Preise sind gesalzen.

Humor scheinen sie zu haben, die Wittenberger, am Ortseingang empfängt uns ein „Narrenschiff“. Eine Reise durch die Zeit. Hinten zum Stadttor geht die Kuh hinein, man sieht nur noch ihr Hinterteil, vorne kommt der VW-Käfer heraus. Krieger mit Helm des Mittelalters, der feine Zopfräger des 18.Jh., Bürger und Schiffer, auch Teufel und Narr fehlen nicht. Schiff und Wasser stehen für reizvolle Landschaft, Handel und Industrie. Die Menschen stehen für Vorwärtsbewegung, Humor und dem Willen nicht unterzugehen. Eine wirklich interessante Skulptur von Christian Uhlig aus der Uckermark. Humor scheinen sie auch zu brauchen, die wenigen Einwohner von Wittenberge. Wir sind betroffen, wie wenige Menschen hier unterwegs sind. Bei uns sind die Fußgängerzonen ein reines Gewimmel, hier ist sie fast ausgestorben. Jedes zweite Haus ist dem Verfall preisgegeben und steht leer.

Das Singer Nähmaschinen Werk beschäftigte zeitweise 2000 Menschen. Das Baubüro Gropius erhielt 1912 den Auftrag Siedlungshäuser für die Beschäftigten des Singer Werkes und der Eisenbahnreparaturwerkstätten zu bauen. Der Architekt Walter Gropius gründete 1919 in Weimar ein Lehr- und Forschungsinstitut für Architektur, bildende Kunst und Handwerk, das BAUHAUS. Das Bauhaus war richtungweisend für zweckmäßige und formal klare Bauten und neue Formgebung für Gebrauchsgegenstände. 1937 emigrierte Gropius in die USA.

Das ehemalige Singer Werk war auch als VEB eigenes Kombinat „Textima“ recht erfolgreich, bis es 1991 geschlossen wurde. 1000 Facharbeiter standen auf der Strasse.

Stolz sind die Wittenberger auf den Begründer der Berliner Operette, Paul Linke. Er wurde hier zum Musiker ausgebildet. ... Das macht die Berliner Luft, Luft, Luft...

Abends sitzen wir mit den zwei Seglern zusammen. Etwas älter als wir. Ihr Boot ein traditionelles ehemaliges Ostsee-Fischerboot. Beheizt mit einem Kohleöfchen. Sie haben immer 2 Zentner Kohle an Bord, erzählt uns Gerhard. Und Gitti nickt dazu. Sie lieben ihr Boot, haben es toll in Schuss und sind ständig daran am basteln. Das ist halt so bei einem alten Holzboot.

Warum die großen Werke nach der Wende, nicht einfach weiterproduziert haben, will ich von ihm wissen. Ob sie keine Märkte hatten und nur auf Halde gearbeitet haben.

Sie haben alle möglichen Kabel produziert und sie in die ganze Welt verkauft, auch sehr viel in den Westen. Nach der Wende kam AEG, hat ihren Betrieb übernommen und geschlossen. „Warum sollten sie uns weiter produzieren lassen?“, sagt er bitter, „wir waren ja jetzt kein billiger Jakob mehr und eine Konkurrenz für den Westen. Die holen sich doch nicht die eigene Konkurrenz ins Haus.“ War das wirklich so? „Unsere Industrie hat viele Dinge produziert, die wir nicht kaufen konnten, weil alles zu euch in den Westen ging“. Wie er es sagt klingt es bitter. Interessant ist, dass wir, die wir doch eigentlich recht viel Freiheit und Wohlstand erfahren haben, auf unseren Staat und seine Vertreter schimpfen, während sie trotz allem ihre Lebensumstände und die, welche dafür verantwortlich waren, verteidigen. In Schutz nehmen!!!! „Wenn ich die Häuser unserer Politiker mit den Villen von euren vergleiche, dann waren da immer noch Welten dazwischen, kein Vergleich“, sagt Gerhard.

Erst als ich erkläre, dass sie dann wohl weder uns gebraucht haben, noch wir sie, räumt er ein, dass er nie mehr daran geglaubt hätte, Hamburg noch einmal zu sehen und dass er es richtig findet, dass beide Teile wieder zusammen gekommen sind.

Wir setzen unseren Törn beruhigt fort. In Tangermünde hat sich Manfred mit einem Wassersportkollegen unterhalten, der ihn bezüglich des Tiefgangs der Elde völlig beruhigt hat. Die Müritz-Elde-Wasserstrasse hat lt. amtlicher Karten nur eine Tauchtiefe von 1,20 m. Das ist definitiv zu wenig für Beluga. Das war uns bewusst, als wir uns für diese Route entschieden. Nur wer wagt, gewinnt. Er sei die Elde schon sehr oft gefahren, erzählt der Skipper. Immer hatte er mindestens 1,80 m Wasser unter dem Kiel und im Übrigen herrscht auf der Elde auch starker Berufsschiff-Verkehr.

Als wir in der Schleuse Dömitz stehen, ist mir klar, dass alles was uns dieser Skipper erzählt hat, Märchen waren. Er kann noch nie hier gewesen sein, denn die Schleusenkammer ist nur 55 m lang. Groß genug für Penischen, die es hier nicht gibt, aber nie für normale Frachter.

Wer ruhig leben will, darf nicht sagen, was er weiß und nicht glauben was er hört.

Kapitel 5

Unterwegs zu des Heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse

Das Jahr mit den drei Achten wirkte sich verhängnisvoll für die kleine Elbestadt Dömitz aus. Der Winter 1887/88 war sehr schneereich. Im März 1888 lag der alte Schnee noch überall einen Meter hoch. Dazu schneite es mehrere Tage und Nächte ununterbrochen, dass alle Ortschaften der Heide vom Verkehr abgeschnitten waren. Schon seit Tagen hatte die Elbe Eisstillstand. Die dicken Schollen schoben sich durch- und übereinander. Das Elbewasser stieg ständig. Ein großer Teil der Stadt wurde überflutet. Vom Fährhaus auf dem Sandwerder konnten die Bewohner im letzten Augenblick durch mutige Schiffer gerettet werden.

Schließlich waren nur noch der Kirchen- und der Marktplatz einigermaßen wasserfrei. Viele Bewohner flüchteten mit ihrem Vieh und sonstiger Habe auf die Festung. Doch der Raum reichte hier nicht aus. Kirche, Rathaus und alle sonstigen Gelasse und Räume mussten den Obdachlosen zur Verfügung gestellt werden.

Am 20. März abends konnte der letzte Zug noch abfahren, überreichlich mit Flüchtlingen, namentlich mit Frauen und Kindern besetzt. Dann standen auch die Bahngleise unter Wasser und Dömitz war nur noch durch Telefon und Telegraph mit der Außenwelt verbunden. Man hatte die Regierung in Schwerin bereits durch ein ausführliches Telegramm um Hilfe durch Pioniere gebeten. Um Mitternacht heulte wieder die Sturmglocke. Der Roggenfelder Deich hatte dem Druck der Eismassen und des Wassers nachgegeben, und nun überschwemmten die Wogen unter furchtbarem Getöse das ganze Gebiet. 2600 Menschen waren in Dömitz auf einer immer kleiner werdenden Insel bei der Kirche und auf der Festung zusammengedrängt, umgeben von einer weiten, wilden Wasser- und Eisfläche. So vergingen angstvolle Tage und Nächte. Bis es einem kleinen Vortrupp Pionieren gelang zu den Eingeschlossenen vorzudringen. Dass man in dem gesamten Überschwemmungsgebiet bei Dömitz herum kein einziges Menschenleben zu beklagen brauchte, war allein dem todesmutigen Einsatz dieser unerschrockenen und tüchtigen Soldaten zu verdanken!

Normalerweise hebt die Schleuse Dömitz 1,5 m. Wir schleusen nur ca. 30 cm. Auch ein Beweis, dass die Elbe sehr viel Wasser hat. Jetzt muss sich zeigen, wie tief die Elde wirklich ist und ob der Wasserstand für uns ausreicht.

Nach vielen Versuchen der Herzöge Albrecht I. und Ulrich III. sowie Wallensteins, wurde die Elde erstmals während der Regierung Großherzogs Friedrich Franz I. schiffbar gemacht. Bis die Eisenbahn kam, herrschte beträchtlicher Verkehr. Leider konnten Wasserwege nirgends mit der Bahn konkurrieren. Endgültig ein ging der Schiffsverkehr auf der Elde erst 1961. Die Wasserbauten verfielen. Nach der Wende wurde alles saniert. Auch oberhalb der Schleuse hat Beluga mehr als 1 m Wasser untern Kiel. Erst als wir in den Hafen abbiegen, fällt die Wassertiefe auf 50 cm, im Hafen auf 30. Das ist nicht die Welt, aber immerhin, es reicht. Die Stege im Wasser sind eine Katastrophe. Die Holzbalken faul oder vom Holzwurm zerkaut. Wir suchen uns einen aus, der einen halbwegs sicheren Eindruck macht. Für 3 Tage sind wir 50 € los. Wir bleiben, weil sich der Platz gut zum Grillen eignet und er auch gut zu finden ist. Unsere Berliner Bootsfreunde nehmen tatsächlich die lange Fahrt auf sich um uns zu besuchen.

Die Festung, in der sich sogar Wallenstein versteckte, wollen wir natürlich sehen. Im Verhältnis zu den Festungen in Frankreich ist sie niedlich, eher gemütlich als abschreckend. Sie ist teilrenoviert und ich glaube was man zu DDR-Zeiten repariert hat, wird man sicher auch wieder in Ordnung bringen. Auf jeden Fall gibt's einen tollen Kuchen im Festungs-Café. Ein unterirdischer Gang soll einmal von der Festung bis unter die Elbe geführt haben.

„Väle Lüd´hebbn denn Gang ünner de Elw´ all söcht, doch bet an´n hüdigen Dag is hei noch nich wedderfun´ word´n. Männigein will äwer denn Suldaten ünner des Festung trummeln hört hebb´n. Üm Medennacht bi Vullmand, wenn de Qualduxen in den Festungsgraben quak´n.“

Diese Qualduxen - die Unken - unken immer noch, ihr Geunke ist allgegenwärtig.

Es wird ein schöner, aber anstrengender Tag mit unseren preußischen Freunden. Kaum sind sie wieder weg, erscheint Gerhard und lädt uns zu einem Drink auf sein Zeesen-Boot ein. Eigentlich war das Fischerboot früher ein offener Segler. Er hat sich zwei kleine Aufbauten gemacht. Es ist gemütlich bei ihnen. „Ich schlafe in der Besenkammer“, lacht Gitti, als ich sie frage. Die beiden haben noch die Urinstinkte, die mir schon lange völlig abgehen, wenn ich sie denn jemals besessen habe. Morgens mit eiskaltem Wasser aus dem Bach duschen, zum Beispiel. Erst wenn Eis im Eimer schwimmt, dann ist es auch ihnen nicht mehr so angenehm. Schon der Gedanke daran lässt mich erstarren.

Als wir morgens aufbrechen, gesellt sich noch ein Motorboot zu uns. Mit drei Booten in der Schleuse wird es eng, aber es geht natürlich. Wie immer stehe ich mit der Nase am vorderen Tor.

Endlich hat der April mal ein Einsehen und wir bekommen einen traumhaften Tag. Den nutzen wir auch sofort und fahren und fahren und fahren. Erst um 19 Uhr legen wir an. Zu faul um noch einen Landgang zu machen. Das Panorama der alten Festung in Neustadt-Glewe können wir auch von Bord aus genießen. Gerhard und Gitti sind lange vorher am Elde-Dreieck in den Störkanal abgebogen, um auf dem Schweriner See zu segeln. Nachts beginnt es zu schütten wie aus Kübeln und hört auch am Tag nicht auf. Meine neue Regenjacke besteht den Härtestest nicht, sie ist innerhalb 5 Minuten durchgeweicht. Auch das neue Imprägnieren meiner alten Jacke war für die Katz. Sie schwächelt ebenso.

Der Dauerregen verhindert natürlich ein paar hübsche Bilder, als wir durch ein Seengebiet und Sumpfwiesen fahren. Die Elde wird immer schmaler. Schilf steht manchmal weit in ihr Fahrwasser. Die Fahrt ist sehr, sehr romantisch. Biber haben ihre Spuren hinterlassen. Rehe stehen am Ufer. Adler kreisen über uns. Neben den modernen neuen Kilometerschildern stehen am Ufer immer noch die alten steinernen Kilometermarken. Die Irrwische, welche nachts an den Ufern und Feldrainen hin und her streifen, sollen ehemals Landmesser gewesen sein und die Marken trüglicherweise gemessen haben. Darum sind sie verdammt, nach ihrem Leben umzugehen und die Grenzen zu hüten. Vielleicht darf man ja deshalb nicht nachts am Ufer campieren.

Der Berliner mit dem Motorboot hat sich uns angeschlossen. Sie haben das Boot erst vor einigen Tagen in Hamburg übernommen und üben noch. So ganz klappt es noch nicht. In Parchim ist im Unterwasser der Schleuse ein kleiner Seitenarm mit einem Bootsanleger. Ein sehr romantischer Platz im Grünen. So ganz unsere Kragenweite. Manfred schleicht sich in das Ärmchen, das Wasser ist knapp. Noch bevor wir den Anleger erreichen springt das Echolot auf Null. Das wird nix. Für eine Marina und

schon wieder 14 € für gar nichts, außer zwei Leinen zu befestigen haben wir eigentlich auch keine Lust. Erfreut stellen wir fest, dass im Oberwasser der Schleuse ein Steiger ist. Auch in Parchim beeindruckt uns die vielen restaurierten alten Gebäude. In der Marien-Kirche gibt es einen Altar und eine Orgel von überwältigender Schönheit. Parchim war im 14. Jh. die wichtigste Stadt des mecklenburgischen Binnenlandes, man kann es heute kaum glauben. Und sie sonnt sich im Glanze Geburtsort des Schlachtenplaners Generalfeldmarschall von Moltke zu sein. In alten DDR-Zeiten war wohl kein Geld da um uralte Gebäude abzureißen. Das war ein wahres Glück. In allen Orten, die wir bis jetzt besucht haben ist der überwiegende Teil der alten Fachwerk- und Backsteinhäuser restauriert. Die Straßen sind mit Bachkatzen in ihrem ursprünglichen Zustand erhalten. Auf jedem 2. Haus ist ein neues, meist glasiertes Dach. Neubauten gleichen Villen. Ich frage mich, wo eigentlich das Armenhaus Deutschlands ist. Hier jedenfalls nicht. Eher im Westen, wenn ich Vergleiche anstelle. Natürlich ist das ein Thema als wir abends mit Christine und Lothar zusammensitzen. Den beiden geht es gut. Sie gehören einwandfrei zu den Gewinnern der Wende. Es gäbe wohl keinen in ihrem Bekanntenkreis, erzählt Lothar, der nicht nach der Wende auf die eine oder andere Art übervorteilt wurde. Er vermeidet tunlichst das Wort Betrug. Auch er hätte seine negativen Erfahrungen gemacht. „Alle mussten erst mal lernen zu handeln und Geschäfte zu machen, das kannten wir ja gar nicht“, erzählt er. Christine ist eine begnadete Malerin. Sie fertigt Ölgemälde. Sehr schön, mit viel Talent. Es ist ihr zu wünschen, dass sie Erfolg damit hat.

Ein kleiner Fluss, der durch ein Dorf fließt, ein Turm, der heute Amtsturm heißt und keiner weiß warum, der aber jeden Kronenkorken des Lübzer Biers zielt, das kann doch nur romantisch sein. Zwischen Parchim und Lübz schlägt die Elde einen ordentlichen Bogen. Dass die Straße von Parchim nach Lübz über Rom führt, wird wohl unsere geographischen Begriffe etwas durcheinander bringen. Wenn man dann noch feststellt dass das Nachbardorf Lutheran heißt, kommt man unwillkürlich ins Stutzen. Am meisten verwundern mich die Schleusenwärter. Sie schikanieren die Bootsfahrer, sind muffig, unfreundlich, immer noch vom alten Schlag, so hieß es. Wir erleben sie als fröhlich, immer zu einem Schwatz aufgelegt, nett und aufgeschlossen. Irgendwo unterwegs hat sich ein kleines Bootchen zu uns gesellt und als wir zu dritt in einer Schleuse stehen, kommt plötzlich noch ein Charterboot dazu. Es quetscht sich neben den Kleinen, doch dem wird das zu viel. Er legt ab, schiebt sich an Lothar vorbei um neben ihm anzulegen. Es geht nicht ohne Gemurre ab. Sie will eine Stange in der Schleuse belegen und nicht die Treppe, murt die Bordfrau, doch es geht halt nicht anders. Sie hört nicht auf zu jammern, bis wir hochgeschleust sind. Ihre Stimmlage ist ermüdend.

In der Schleuse Plau ist der Pulk immer noch beisammen, doch diese Schleuse ist kleiner als die anderen. Der Schleusenmeister ist ein uriger Typ. Mit gekrümmtem Zeigefinger lockt er uns ganz nach vorne. Noch ein Stückchen und noch ein Stückchen, bis wir mit der Nase 20 cm vor dem Tor stehen. „So isse jut und jetzt 2mal fest belejen“, verlangt er von mir, dann geht er nach hinten um Lothar einzuweisen. Natürlich binde ich sofort wieder los und ziehe einen halben Meter zurück. Wenn der Wasserstand steigt steht Beluga mit dem Bug am Tor. Nicht mit mir. Lothars Bugkorb steht an unserem Beiboot. Direkt dahinter das Charterboot. Der Kleine kommt ganz hinten an die andere Schleusenwand. Bordfrau zetert. „Der Kap'teen hält sich an die Leiter fest und die Crew hat Pause – Sendepause -!“, ruft der Schleusenwärter. Bordfrau zetert. „Meine Schleuse wird immer ordentlich gefüllt“, grinst der Schleusenwärter. „Warum sollten wir denn mit halbvoller Schleuse

schleusen? Und jetzt geht die Crew mal Kaffee kochen und der Kap'teen macht die Arbeit ganz alleine!“ Als ich ihn für meinen Bericht fotografiere stellt er sich gerne in Positur, schreibt mir seinen Namen auf und sogleich bekomme ich natürlich auch eine Empfehlung für ein tolles Fischrestaurant im See.

Wir sind in Plau am See, am Plauer See. Dieser Ort atmet definitiv Reichtum. Villen, Prachtbauten, prächtig restaurierte Backsteingebäude. Am Hafen sind die Fischerei- und Sightseeing-Flotte, viele Restaurants und Ferienhäuser, eine Marina. Hier ist nicht das Dunkel-Deutschland, das man uns so gerne vorgaukeln will. Man sieht mehr als deutlich wo unsere Milliarden geblieben sind. Hier vergoldet nicht der Glanz der Vergangenheit die Jetztzeit, hier vergoldet der Glanz der Jetztzeit die Vergangenheit.

Ein paar Zahlen, die für sich sprechen und die ich auch nicht kommentieren werde: Plau am See hat 6.000 Einwohner. Es gibt 3 Seniorenheime, 5 Kindergärten einschl. Kitas, 5 Spielplätze, 6 Zahnärzte, 1 Kiefernorthopäde, 10 Ärzte jeder Fakultät. Schulen, Museen, dutzende von Hotels, Sport-, Kultur-, Musikvereine, 10 soziale Einrichtungen, der dt. Jagdschutzverband und der NABU dürfen natürlich auch nicht fehlen.

Kapitel 6

Im feuchten Herzen von Meck-Pom

Ja, ich denke so kann man die Gegend nennen. Das nasse Herz von Mecklenburg-Vorpommern. Die Müritz und die Seenplatte. Die Geburtsstunde dieser vielen Seen liegt am Ende der Weichsel-Eiszeit, vor rund 12.000 Jahren. Durch das Vordringen der Gletscher wurden Vertiefungen ausgehoben, die sich später mit Wasser füllten. Unter dem gewaltigen Druck des sich bewegenden Eises wurde der Untergrund tief durchfurcht und an den Rändern schoben sich große Sandflächen auf. Der bis zu einen Kilometer dicke Eispanzer des Gletschers schmolz nach und nach ab und hinterließ seine Reisebegleiter aus Skandinavien, die Endmoräne aus riesigen Mengen an Steinen und Findlingen.

Der größte dieser Seen ist die Müritz. Die slawischen Einwanderer, die Wenden, nannten sie morcze - kleines Meer, und ein kleines Meer ist sie auch, die Müritz. Sie ist Deutschlands größter See. Natürlich ist der Bodensee größer, aber der gehört uns ja gar nicht allein, da haben Schweizer und Österreicher einen ordentlichen Anteil dran. Mehr als 115 km² ist sie groß, 29 km lang und 13 km breit und an manchen Stellen 33 m tief. Natürlich haben wir nach der Wende sofort einen ordentlichen Teil von See und Landschaft unter Naturschutz gestellt. Dass man nicht das ganze Seengebiet geschlossen hat, liegt wohl daran, dass die Seen schon zu DDR-Zeiten gerne als Urlaubsgebiet genutzt wurden. Bereits zum Ende der letzten Eiszeit siedelten Menschen in der Region der heutigen Mecklenburgischen Seenplatte. Man fand ihre riesigen Steingräber. In der Zeit der großen Völkerwanderung in Europa kam es zu starken Umbrüchen. Germanische Volksstämme wanderten nach Süden ab, slawische Stämme nahmen das Land in Besitz. 800 Jahre lebten Generationen der wilden slawischen Rasse, der Wenden, in dieser Region. Zehn Generationen heidnische Wenden und christliche Sachsen schlachteten sich gegenseitig aus durchaus frommen und missionarischen Gründen ab. Gewöhnlich verhalfen die Wenden dabei den Christen zu wahrem Märtyrertum, indem sie sie in Öl kochten, den Bischöfen den Bauch aufschlitzten, die Eingeweide heraus zerrten und ein Ende

an einem Pfosten befestigten. Dann wurde der Bischof so lange geschlagen, bis er seine Eingeweide um den Pfosten geschlungen hatte. Ganz sicher bekam er dafür einen Ehrenplatz unter den himmlischen Heerscharen.

Irgendwann machte im Auftrag Kaiser Barbarossas Heinrich der Löwe dem Ganzen ein Ende, indem er den wendischen Obotriten-Fürsten Niclot besiegte und in der Schlacht von Warnow tötete. Auffällige Hinterlassenschaften der Wendischen Slawen sind ihre Burg- und Wallanlagen, die als Wohnungen und später als Adelssitze genutzt wurden. Die Obotriten waren der beherrschende Stammesverband in Westmecklenburg, während es im Seengebiet die Müritzer waren. Als sich die zurückkehrenden Germanen mit den besiegten Wenden vermischten, ging die wendische Kultur weitgehend unter. Was sich bis heute gehalten hat, war das Symbol der slawischen Herrscher. Der Stierkopf hat als Wappentier der Mecklenburger die Zeiten überdauert.

Die Müritz-Elde-Wasserstrasse ist noch lange nicht zu Ende. Sie schlängelt sich weiter durch die Seen bis zum Ende der Müritz.

Wir genießen erst mal das schöne Wetter und ankern im Plauer See. Das Wasser ist glasklar. Manfred ist nicht mehr zu halten. Endlich wird Beluga den Schleusendreck los. Wir arbeiten wirklich hart. Innen wie außen ist Großreinemachen angesagt. Sonne und Wind trocknen meine Wäsche auf dem Achterschiff, so dass ich sogar die Betten abziehen kann. Jedes Mal wenn ich ein windgetrocknetes, von der Sonne durchflutetes, frisch duftendes Handtuch ins Bad hänge, kommt Manfreds Kommentar: „Ich könnte mir genauso gut mit Schmirgelpapier das Gesicht abtrocknen!“ Doch diesmal sagt er: „Ich warte nur auf den Tag, wo du mir eine Schalttafel an den Haken hängst!“ Dann werde ich halt künftig doch mit Weichspüler arbeiten müssen.

Ein wenig wehmütig holen wir nach 3 Tagen den Anker ein. Dieser See ist zu jeder Tageszeit wunderschön. Morgens, wenn leichter Dunst vom spiegelglatten Wasser aufsteigt, die Mittagssonne Kringel auf die vom Wind gekrausten Wellchen wirft und abends kullert sie in ihrem orangefarbenen Ballkleid hinter den Wald, als wollte sie verstecken spielen. Wir ziehen weiter, es gibt noch viel mehr zu erforschen. Fast 2000 km Wasserstraßen wollen erfahren werden, das schaffen wir in einem Urlaub nie und nimmer. Allerdings können wir mit unserem Tiefgang auch nicht alle Wasser befahren. Viele Seen und Zufahrtskanäle haben unter 1 m Wassertiefe.

„Süßer Wechsel von Berg und Tal, Flüssen, Wäldern und Ebenen. Bald Wald, bald See und mit Wald bekrönte Ufer“, so steht es in Paradise lost. Doch dies ist eher ein gefundenes Paradies.

Nach einer letzten Rundfahrt über den Plauer See richten wir unseren Bug Richtung Petersdorfer See. Das kleine Gewässer heißt See, ist aber eigentlich nicht viel breiter als ein Fluss. Laubwälder begrenzen ihn, Schilf steht am Ufer. Improvisierte Wellenbrecher verhindern, dass die Wellen der durchfahrenden Boote in ein Biotop schwappen. Obwohl wir nur Schritt fahren, haben wir in kürzester Zeit Malchow erreicht. Die Altstadt des kleinen Städtchens liegt auf einer Insel. Auf einer Seite wurde ein Damm als Verbindung zum Festland aufgeschüttet, auf der anderen Seite gibt es eine Drehbrücke, die nur alle volle Stunde öffnet. Es sammeln sich immer mehr Boote an. Die kurze Wartezeit erlaubt mir die vielen Bootshäuser zu bestaunen. Dann dreht die Brücke zur Seite und 9 Boote schieben sich durch die Lücke. Jedes muss seinen Obolus in eine Art Klingenbeutel entrichten, den der Brückenwärter an seiner Angel übers Wasser hebt. Wir haben dabei jede Menge

Publikum. Der Wasserwanderrastplatz ist gleich oberhalb in einer seenartigen Verbreiterung, dem Malchower See.

Wieder fallen uns im Ort die Unterschiede auf. Es gibt herrlich hergerichtete Herrenhäuser, renovierte alte Villen, restaurierte Fachwerkhäuser, daneben Ruinen und viele leerstehende Häuser. Viele der jungen Einwohner Mecklenburgs sind auf der Suche nach Arbeit abgewandert. Mecklenburg war schon einmal fast menschenleer. Der 30jährige krieg wütete hier besonders schwer. Die schwedische Armee verwüstete das Land weit und breit. Direkt danach, im Jahr 1638 wütete die Pest. Eine zweite Auswanderungswelle erfolgte, als 1820 per Gesetz die Leibeigenschaft der Bauern abgeschafft wurde. Die konnten mit dieser Freiheit wenig anfangen. Verloren sie ihre Arbeit, verloren sie auch das sogenannte Heimatrecht. An die Stelle der feudalen Gebundenheit traten Heimatlosigkeit, Armenkaten und Landarbeiterhaus. In dieser Lage, mit nur halb gesprengten Ketten der Sklaverei, vegetierten viele dumpf und freudlos vor sich hin. Sie waren die bemitleidenswertesten Geschöpfe, die Schmach der Zivilisation jener Zeit. „Einen Mecklenburger zur Hilfe rufen“, bedeutete den Griff zum Knüppel. 1864 wurde dem Adel noch ausdrücklich bestätigt seine Untertanen zu züchtigen. Von 1834 bis 1863 verließen über 100.000 Menschen ihre Heimat Richtung Amerika. Ein noch größerer Auswanderungsstrom ging Richtung Hamburg und Berlin. „*Man kratze einen Hamburger an und es kommt garantiert ein Mecklenburger zum Vorschein*“, sagte man.

Die nächste große Auswanderungswelle war zwischen 1949 und 1961. Fast 2,7 Millionen Ostdeutsche verließen die DDR. Die Fluchtbewegung konnte erst durch die Abschottung der Demarkationslinie gestoppt werden.

So schlendern wir durch die kleinen Orte und machen uns Gedanken, was aus uns wohl geworden wäre, hätten wir auf der falschen Seite des eisernen Vorhangs gelebt. In Malchow wurde der „Filmpalast“ vor dem Abbruch gerettet und ein DDR-Museum daraus gemacht.

Es ist eher eine Gedenkstätte.

D(eutsche)

D(ekorative)

R(estbestände)

Das plötzliche Verschwinden der DDR hat wenig Zeit gelassen, um über ihren Alltag zu resümieren, geschweige denn wissenschaftliche Recherchen zu bemühen. In der ausufernden Warenwelt des neuen Systems verschwanden plötzlich Dinge, die Menschen oft ein halbes Leben lang begleiteten und somit sehr erstrebenswert erschienen, leise aber außerordentlich gründlich. Sie entflohen der realsozialistischen grauen Tristesse, indem sie sich in die Fluten der kapitalistischen Bundheit stürzten. Es dauerte aber gar nicht lange, das stellten die Menschen fest, dass Lebenswege nicht radikal abgebrochen und Richtungen nicht abrupt geändert werden können, dass eine neue Übersichtlichkeit, verbreitet von endlosem Mediengeplapper heraufzog und der euphorische Blick nach vorne von einem Problemgebirge verstellt war. Da schauten die Neu-Fünf-Länder zurück in der Hoffnung, Halt, Selbstgewissheit und ihren mittlerweile abhandengekommenen Stolz wieder zu finden. Aber leider waren die Dinge, von denen man annahm, dass man sich daran festzurren könnte, nicht mehr vorhanden.

Vielleicht hat man deshalb in diesem „Museum“ viel Alltägliches zusammengetragen. Sehr vieles davon erinnert mich an meine Jugend. Die Schleiflack-Schlafzimmer, die

Nieren-Tische, die Couch mit den kunstlederbespannten Armlehnen. Wir haben uns weiterentwickelt. Sie hatten keine Chance. Was gut war wurde exportiert und brachte Devisen. Sie konnten es nicht kaufen. Es ist eine Zeitreise in diesem Sammelsurium. Ein Stasi-Monopoli – Mauerfall-Strasse-Nr.9 –Weg der Flucht von Schalck-Golockowski - Platz der Wirtschaftskrise- nur – gehe über Los – das gibt es nicht.

IM – Hauptwaffe gegen den Feind. Wir studieren es fassungslos, betroffen...

Wir hätten immerhin noch die Wahl gehabt unseren Staat zu verlassen. Sie mussten ausharren bis zur Wende.

Der Wasserwanderrastplatz in Malchow ist ganz schön weit von der Stadt und ihren Einkaufsmöglichkeiten entfernt. Doch es bleibt uns nix anderes übrig, wir müssen mal wieder ordentlich bunkern. Manfred holt die Rädchen von Bord. Es gibt zwar Radwege neben den engen Sträßchen der Insel, aber die sind natürlich voll gestellt mit Autos. So bleibt uns nur die Fahrbahn, perfekt belegt mit Kopfsteinpflaster. Ich glaube die Malchower Radfahrer haben Schwielen am Poppes. Man muss die Zähne fest zusammenbeißen, damit sie nicht klappern. Trotzdem hat man ständig ein rappelrapapappelrapapappelrapap im Ohr.

Wir ziehen weiter, über den Fleesensee, Richtung Kölpinsee. Ein kleiner Kanal verbindet die beiden Seen. Er sieht aus als wäre er künstlich angelegt, doch wahrscheinlich war das ein Ablauf der Elde, der einfach nur verbreitert und befestigt wurde. Natur pur beherrscht das Landschaftsbild. Ein Adler lässt sich von einer kleinen Möwe traktieren und gibt Fersengeld. Das Wasser ist kristallklar. Ich kann sehr gut verstehen, warum die Mecklenburger ihre Heimat lieben.

Der Kölpinsee ist flach und hat flache Ufer. Er gilt bei den Einheimischen als gefährlich. In einem alten Bericht habe ich gelesen: „Wenn der Wind von Süden kommt, regt er Wellen von Meter-Höhe auf. Dann wagen auch die großen Prähme nicht, den See zu befahren. Bei starken Nordwest-Stürmen kann man in Waren das heulen des Kölpin hören.“ Gibt es einen Grund, warum das heute nicht mehr gelten soll? Eldenburg, hier ist sie wieder, die Verbindung zur Elde, liegt im Reeckkanal, der Verbindung von Kölpinsee zur Binnenmüritz. Hier soll die Marina einen W-Lan anbieten. Wäre toll, wenn ich meine E-Mail abrufen und beantworten könnte. Wir peilen die Marina Eldenburg an. Einer der beiden Kopfsteiger ist frei und ich packe schon mal die Fender auf backbord. Vor dem Hafen manövrieren zwei zusammengekoppelte Motorboote, wohl ein Abschleppmanöver. Manfred geht ihnen aus dem Weg und als sie hupen, fährt er weiter zu einem anderen Steiger, der auch frei ist. Also Fender wieder auf die andere Seite. Bei den Müritzfischern liegen wir für 10€. Leider funktioniert der Wasserautomat nicht und so richtig freundlich sind sie auch nicht. Ich packe sofort meinen Laptop und marschiere zum Marina-Büro im ersten Stock des Hafen-Bistros. Ein sehr netter junger Mann will mir gleich den Schlüssel für den W-Lan geben, doch ich muss ihm gestehen zu wenig Ahnung zu haben und bitte ihn, es doch selber mal mit meinem PC zu versuchen. Leider schlagen alle seine Versuche fehl. Irgendwie, warum weiß keiner, logt sich das Ding nicht ein. Er ist sehr geduldig mit mir, doch nach einer halben Stunde gibt auch er auf. Ich soll später noch mal wieder kommen, dann hat er sich mit jemand in Verbindung gesetzt, der mehr davon versteht als er. Nach einer Stunde hat er immer noch niemand erreicht. Es ist ihm natürlich nicht recht, dass wir zwar seinen Service in Anspruch nehmen, aber nicht an seiner Anlage liegen. Verständlich! Noch eine Stunde lass ich ins Land gehen. Eigentlich hab ich die Hoffnung schon heimlich begraben, aber tatsächlich, mit Hilfe seines Telefon-Jokers bringt er die Maschinerie in Gang. 107 Mails und 30 Jungks, die ich sofort löschen kann, das war nicht so

schlimm wie ich befürchtet hatte. Nur 50 Mails sind Hilferufe oder Mitteilungen, die ich beantworten muss. So verbringe ich wieder einmal einen Nachmittag und Abend am PC. Die letzte Nachricht, was für ein Zufall, kam von Bernd Bachmann aus Frankreich. Er schreibt mir unter anderem:

DORIS, chère Madame Sutter,

Da muss ich doch ganz schnell mal Flagge zeigen und einen schönen Abend wünschen! Welch eine angenehme Überraschung, auf diesen Satz zu stoßen : "Doch der Rat von Stuttgart war schließlich bereit, die Schulden seines Souveräns zu tilgen."

STUTTGART und Württemberg und MÖMPELGARD und Henriette und VOLTAIRE und horrender Zins (300.000 Livres). DAS waren noch Zeiten, als die Staatsverschuldung von Stadträten beglichen werden konnte...

Ich nehme es IHNEN nicht übel, dass SIE ein paar Sätze aus meiner Übersetzung übernommen haben – im Gegenteil, es macht Spaß zu wissen, siehe, da gibt es mich noch ein bisschen – völlig unverhofft auf einer Webseite mit VNF Hinweisen, hübschen Fotos und allem, was das Fluss-Schiff-Fahren lustig und anstrengend macht.

Er ist Übersetzer eines kleinen Buches, das ich gekauft hatte und jedem, der Doubs, Franche Comté und Jura genauso wunderschön findet wie ich, nur empfehlen kann. Das schreibt er dazu:

1995 erschien die erste Ausgabe in meiner Übersetzung, 2003 die Neubearbeitung, ebenfalls in DEUTSCH ("Liebenswerte Freigrtschaft", im Verlag Cêtre / Besançon und Ouest France Rennes); Titel des französischen Originals "Aimer la Franche-Comté von Andre Besson).

Die Welt ist klein, Doris, also nimm dich in Acht, wenn du künftig geistiges Gut klaust, denke ich mir und gelobe Besserung. Mal gespannt wie lange es anhält. Es gibt Formulierungen, die sind so perfekt, dass jede Art von Abänderung einer Verstümmelung gleichkäme.

Die Marina Eldenburg liegt am Tor zur Müritz. Sie ist einer der modernsten Wasserwanderrastplätze Mecklenburgs und wurde erst 2006 eröffnet. Dass es überhaupt dazu kam, ist wohl eher einem Zufall oder Glücksfall zu verdanken, denn eigentlich herrscht rund um die gesamte Seenplatte am Seeufer absolutes Bauverbot. Was in diesem Fall reines Glück ist, sonst wären die Ufer mittlerweile alle in Privatbesitz. Fischer haben eine gute Lobby, deshalb bekam der ansässige Fischer eine Baugenehmigung auf seinem Grundstück. Weil man aber auch als Fischer ohne Geld nicht bauen kann, verkaufte er die Hälfte, vielleicht sogar mehr, seines Grundstücks an bootsurlaub.de. So gibt's es heute eine moderne Marina mit tollen Ferienhäusern, einer Steganlage, Hafen-Bistro, großer Reparaturhalle für Boote, einem Hubwagen, der 20 to Boote an Land ziehen kann und natürlich sanitären Einrichtungen vom Feinsten und eben einen W-Lan, der sogar kostenlos zu nutzen ist. Es ist nur ein Katzensprung bis nach Waren. Quer über die Binnenmüritz. Tiefblau der Himmel über uns, tiefblau schimmert das Wasser des Sees. Diese Seen ziehen uns immer mehr in ihren Bann. Die Peripherie von Waren ist wie aus einem Bilderbuch. Von Weitem schon sieht man den Turm der Marienkirche wie einen umgestülpten Kelch. Nur den Schwan auf seiner Spitze erkennt man aus der Ferne nicht. Der Turm ist sehr viel höher als er von unten aussieht. Wir schleppen uns für ein schönes Bild der Stadt die nicht enden wollende Wendeltreppe hoch. Dann drängt Manfred auch noch zur Eile. Um 12 werden die

Glocken läuten, dann sollten wir ein bisschen Abstand zu ihnen haben. Der Ausblick über die Stadt ist atemberaubend. Der Aufstieg hat mich wohl ein bisschen schwindelig gemacht, irgendwie habe ich das Gefühl, dass der Turm schwankt. Natürlich verrate ich das mit keinem Wort. Ich will mich doch nicht auslachen lassen. Da sagt Manfred, der Turm würde wackeln. Das ist mir einen Seufzer wert. Tatsächlich schwingt der Turm mit jedem Glockenschlag.

Auch in Waren ist der Hafen knallvoll. Das meiste sind Charterboote. Im Sommer ist es völlig unmöglich, hier einen Platz zu bekommen, erzählt uns der Hafenmeister bald sei die Müritzsail, dann verstopfen 60.000 Besucher die jetzt schon volle Altstadt. Wir erwandern sie ausgiebig. Und haben sogar das Glück, einen Markttag zu erwischen. Es ist eine quirlige, lebhafteste Stadt. Sie lädt zum Shoppen, Flanieren und Einkehren ein. Alles das tun wir auch. Ein Antiquitätenladen ist eine reine Fundgrube für mich an antiquarischen Büchern. Natürlich ziehen wir mit einem ganzen Sack voll Neuerwerbungen ab. Heinrich Heine, Shakespeare und der Heimatdichter Fritz Reuter. Nur mit Manfreds Mittagsschläfchen wird's nix. Ständig dreht das Dampfschiff „Europa“ mit seinem Bugstrahlruder im Hafen und lässt dann noch Dampf durch den Schornstein entweichen, wenn er hupt. Ein nettes Spektakel. Es vergehen keine 10 Minuten am Stück, in denen nicht ein Boot den Hafen verlässt und ein anderes ankommt. Es macht Spaß, ihnen zuzuschauen. Zu meinem Leidwesen muss ich sogar zugeben, dass hier die Charterboote keine Bumsboote sind. Die Chartercrews erhalten mit den oft wirklich schönen holländischen Stahlbooten und Hausbooten eine 3stündige Einweisung und können erstaunlich gut mit ihnen umgehen.

Ich möchte meinen Lesern eine kleine Anekdote, die ich in einem meiner neu erworbenen alten Bücher entdeckt habe, nicht vorenthalten:

„Anmerungsweise ist noch zu erwähnen, dass Waren auch einmal einen Dichter zu seinen Bürgern gezählt hat: Leberecht Fessel, einen von seinen dichterischen Gaben fest überzeugten Korbmacher, der für alles, was sich in der Stadt ereignete, das rechte Wort und – friss, Vogel, oder stirb! – den rechten Reim fand. Das war etwas für ihn, als die Südbahn eröffnet wurde. Sein Pegasus wieherte und schlug nach hinten aus:

Heute wolln wir uns bemühen, alle nach dem Bahnhof ziehen, da können wir hinkommen, wo die Zitronen blühen. Heute zum erstenmal geht der Zug nach Süden dahl. Es hat viel Geld gekostet und große Müh'; solchen Riesenbau sah man bei uns nie.

Die Bahn hat durch diese Verse keinen Schaden erlitten. Leberecht Fessel aber schaute sie mit zärtlicher Befriedigung an und sagte in bescheidener Selbstbewunderung: „Das sind Gaben, die muss man haben!“

(Soviel denn zu meinem Vorsatz kein fremdes Gedankengut mehr zu klauen. Der Verfasser Edmund Schroeder würde mir sicher verzeihen, wäre er noch unter uns.) Gestärkt mit diesem wundervollen Reim und begleitet von den Märschen der Polizei Big Band verlassen wir diesen bezaubernden Ort und richten unseren Bug gen Röbel.

Was soll ich sagen? Die glatte Wasseroberfläche reflektiert das intensive Blau des Himmels und das metallene Licht der Sonne glitzert auf dem Wasser wie Goldmünzen. Nur wenige Boote sind unterwegs. Wir fahren nicht mal Schrittgeschwindigkeit, genießen den Blick über die Weite des kleinen Meeres.

Fortuna lächelt, doch sie mag

Nur ungern uns beglücken;
Schenkt sie uns einen Sonnentag,
schenkt sie uns auch die Mücken.
(Wilhelm Busch)

Es weht kein Lüftchen, nicht einmal Fahrtwind kann die kleinen Plagegeister vertreiben, die sich auf unserem weißen Bimini sauwohl fühlen.

Hoch ragt der spitze Kirchturm von Röbels Marienkirche vor uns auf.

Das winzige Dorf hat eine neue Uferpromenade gebaut. Wie überall in Mecklenburg ist auch hier jedes Geländer aus Edelstahl. Eine alte Windmühle wird gerade restauriert und kann erst wieder in einigen Monaten besichtigt werden. Die Backsteinkirche St. Marien ist ein beeindruckender Saalbau, schön ausgemalt und renoviert. Die einzige Attraktion von Röbel ist schon lange versiegt. 15 Jahre lang sprudelte eine wundertätige Quelle. Kranke kamen aus dem ganzen Land und wurden geheilt. So lang, bis der Landesherr versuchte, sie zur Geldquelle zu machen und die Patienten abzukassieren. Da versiegte sie. Die Mecklenburger hatten kein großes Vertrauen in ihre Ärzte. „Wer wol kümmt in Doktors Hände, der kömmt ok bald tom ende“. Tja, dazu braucht es keinen Kommentar.

Am Steiger fängt Manfred ein Charterboot ein, bevor es den Steg abreißt. Sie haben stolz die Blau-Weiß-Blau-Flagge gehisst. Ein ganzer Schwarm bayrischer Allgäuer an Bord, das verbindet natürlich. Bringt Heimatgefühle und Heimatklänge. Sie haben eine ganze Galerie Angeln dabei. Doch sie haben nichts gefangen. Eigentlich haben wir überhaupt noch keinen Angler beobachtet, der einen Fisch gefangen hat. Ob der Fischreichtum der Seen nur eine publikumswirksame Erfindung ist? Vielleicht haben die Fische auch keinerlei Chance, den Netzen der Fischer zu entgehen und man nimmt ihnen das Recht auf Selbstbestimmung ihres eigenen Todes.

Wenn Angeln die einzige Philosophie ist, die satt macht, dann laufen hier viele hungrige Philosophen herum.

Die Sonne ist uns immer noch hold. Sie taucht den See in ein überirdisches Licht. Steuerbord eine scharf begrenzt Uferlinie, Bäume und Büsche in allen Grüntönen, dazwischen gelbe Rapsfelder und brauner Schilf, manchmal eine Ente im blauen Wasser, darüber ein stahlblauer Himmel. An backbord verschwinden die Farben, Himmel und Wasser sind überhaucht von einem zarten Taubenblau, verwischt auch das Ufer zu zartem Grau. Ein surrealistisches Bild, ein schöpferisches Aquarell. Goethe könnte es poesieren, Mozart in Klänge hüllen, Doris kann es nicht beschreiben.

Im Hafendorf Müritz treffen wir uns mit Dagmar Rockel. Sie ist Verlegerin von Quick Maritim Medien und mit Kuhnle-Tours verheiratet, dem größten Charterbetrieb an der Müritz und Deutschlands. Sie ist der Prototyp der Hamburger Deern zum Anfassen. Wir plaudern über Gott, Religion, Kirchen, die Welt und die großen und kleinen Probleme der Region. Sie kämpfen für den Erhalt ihrer kleinen Schulen. In Röbel war das Gymnasium wegen Schülermangel von der Schließung bedroht. Es wird erst mal noch zwei Jahre weitergeführt, erzählt sie. Wenn die Kinder nach Waren in die Schule müssen, sind sie zweimal täglich 1,5 Stunden mit dem Schulbus unterwegs. Alles hat Grenzen. Hier im Süden der Müritz ist das Gebiet noch dünner besiedelt als anderswo in Meck-Pom. Die Leute wünschen sich ihre alten Werte zurück, sagt sie. Die Rituale der Kirchen wie Taufe und Konfirmation wurden in der DDR durch sozialistische Feste wie Namensweihe und Jugendweihe ersetzt. Jetzt treten viele wieder in die Kirche ein oder lassen die alten Riten aufleben. Die Kirchen waren

teilweise in katastrophalem Zustand. Die Kirche in Rechlin nutzten erst Wehrmacht, dann Russen, dann die NVA als Lagerhaus. Die Gemeinden, erzählt sie, betteln sich von ihren Mitbürgern die Materialien für die Instandsetzung der Kirche zusammen. Der Zimmermann gibt 5 Balken fürs Dach, der Bauherr mit dem neuen Einfamilienhaus zweigt ein paar Dachziegel ab, ein anderer einige Backsteine. Er ist immer noch da, der Zusammenhalt, er war nur verschüttet. Glück für Kirchen und Gemeinden, wenn sich ein Gönner in eine Kirche verguckt, die Kirchen in Rechlin-Nord, in Boek und Damwolde haben solche Paten und man sieht es ihnen an.

In Vipperow ist eine Fischerhütte direkt am Ufer. Selbst gefangene und selbst geräucherte Fische bietet er an. Manchmal hat er einen guten Fang und kann im Nebelsee ein paar Flusskrebse ergattern. Wenn man großes Glück hat, verkauft er sie auch. Aber er gibt sie natürlich nur in gute Hände ab, jeder Dahergelaufene kann so was Feines bei ihm nicht kaufen.

Selbstverständlich fahren wir bis zum letzten Zipfel der Müritz, dem Müritzarm, nach Buchholz. Hier im Müritzsee beginnt die Müritz-Elde-Wasserstraße, denn hier tritt die Elde erstmals in die Seen. Ein letztes Mal ankern wir und gönnen uns den Blick auf das Licht der untergehenden Sonne, das Himmel und See zu einer einzigen Farbe verschmelzen lässt. Bevor wir die Müritz endgültig verlassen, möchte ich noch ein paar Worte über das Land Mecklenburg niederschreiben.

Von den Slawen, den Wenden, die im 7. Jh. einwanderten habe ich ja bereits berichtet. Im 13. Jh. kam es zu einer Einwanderungswelle deutscher Bauern aus den west-elbischen Gebieten. Die meisten der heutigen Dörfer und Städte entstanden im Zuge dieser deutschen Ostexpansion. 1621 wurde das Land geteilt in Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Güstrow. Im Westfälischen Frieden kam Wismar zu Schweden. Nach dem Aussterben der Güstrower Linie erfolgte 1701 die dritte Hauptteilung Mecklenburgs. Friedrich Wilhelm (Schwerin) und sein Onkel Adolf Friedrich II. (Neustrelitz) teilten das Land in zwei Herzogtümer, in Mecklenburg-Strelitz (mit Ratzeburg) und Mecklenburg-Schwerin. Beide Herzogtümer traten 1808 dem Rheinbund bei. 1933 wurden beide Länder vereinigt zum Land Mecklenburg. 1945 wurde Mecklenburg gemeinsam mit einem Teil der preußischen Provinz Pommern sowjetische Besatzungszone unter der Bezeichnung Mecklenburg-Vorpommern, 1947 nur noch unter dem Begriff Mecklenburg. Die DDR nahm eine politische Neugliederung vor. Die Neugründung des Landes Mecklenburg-Vorpommern wurde 1990 vollzogen. Heute ist Meck-Pom das am dünnsten besiedelte Bundesland. 72 Einwohner pro qm². Der Durchschnitt in Deutschland liegt bei 231. Um sich nicht gleich als Fremden zu outen, darf man das „Meck...“ nicht mit scharfem k, sondern mit weichen g aussprechen und vielleicht auch das e ein wenig ziehen. „Meeglenburger sind wir“!

Im Übrigen gibt's einen Mecklenburger Paragrafen, der da sagt: „Alles bleibt beim Alten!“

Die von Preußen und Mecklenburgern gleichermaßen geliebte Königin Luise stammte aus dem Geschlecht derer von Mecklenburg-Strelitz. Doch von diesen illustren Damen und Herren, den Herrschern Preußens, werde ich später noch erzählen. Es trennen uns nur noch einige Fahrstunden von der Mark Brandenburg, dem Urland der Preußen.

In Rechlin machen wir noch schnell einen Zwischenstopp, bevor wir den Oberseen den Rücken kehren. Pfingsten steht vor der Tür und Manfred braucht Tabak. Da werde ich die Gelegenheit wahrnehmen noch eine Gurke zu kaufen. Es gibt nur einen kleinen Supermarkt in der Nähe des Hafens. Wahrscheinlich gibt es überhaupt

nur dieses kleine Märktchen in diesem winzigen Ort. Aber es ist eine Sensation. Dass man so viele Waren auf so engem Raum anbieten kann, hätte ich nie für möglich gehalten. Die Regale sind vollgestopft mit allem was sich ein Mensch nur vorstellen kann. Alles liegt recht kunterbunt durcheinander und man muss schon mal was zur Seite schieben, um an die Sachen hinten zu kommen. Genauso voll wie die Regale sind die Gänge. Es ist ein Gewimmel von Menschen, es ist einfach schön. Natürlich kaufen wir viel mehr, als wir vor hatten. Die Auswahl hat ihren Zweck erfüllt.

Kurzärmelige Hosen sind angesagt, als wir die Seen verlassen und uns in die schmale Müritz-Havel-Wasserstraße schieben.

Kapitel 7

Die Müritz-Havel-Wasserstraße (MHW)

Sie liegt im Zentrum der Mecklenburgischen Seenplatte. Die Elde mit ihren großen Seen liegt in Mecklenburg-Schwerin, aber die Havel mit ihrem Labyrinth von hunderten kleinen Seen liegt größtenteils in Mecklenburg-Strelitz und natürlich in Brandenburg.

Die MHW ist nur ca. 32 km lang und eigentlich eine Aneinanderreihung von kleinen Seen, die alle durch Kanäle miteinander verbunden sind. Sie hat Anschluss an die Obere-Havel-Wasserstraße. Als ich mir die Karte anschau, wird mir mulmig. Dieser Wirrwarr von Kanälen und Seechen, ob Manfred da durchblickt? Auf meinen Orientierungssinn kann er sich keinesfalls verlassen. Ich frage ihn zwar, doch er grunzt nur oder vielleicht ist es auch ein ähnlich abschätziger Laut, der andeutet, dass ich wohl ein schwachköpfiges Weib bin, zu wagen seinen Orientierungssinn in Frage zu stellen. So abwegig finde ich das nun wieder nicht. Man denke nur an Odysseus oder Moses. Die sind jahrzehntelang durch die Gegend geirrt, weil sie zu stur waren jemand nach dem Weg zu fragen. Vom Orientierungssinn gar nicht zu reden.

Den Ausgang aus der Müritz in den schmalen Kanal findet er auf jeden Fall auf Anhieb. Liebenswert der Kanal, begrenzt von Wäldern, in denen prallgrün der Frühling tobt. Wer Wasserwandern wörtlich nimmt, für den der Weg das Ziel ist, kommt hier voll auf seine Kosten. Man fährt durch Wälder und schmale Kanälchen, dann folgt ein See, oder eine seenartige Verbreiterung. Es ist eine Naturlandschaft, die man so kaum noch irgendwo findet. Ein Paradies für Paddler. Und sie begegnen uns scharenweise, Einer, Zweier, Kanus, Kanadier, Faltboote, Kajaks, aber auch Flöße, kleine Motorboote, Segler und natürlich Charteryachten ohne Ende. Es ist ein regelrechtes Gewimmel um uns herum. Wir biegen ab in die Rheinsberger Gewässer. In der Schleuse Wolfsbruch sind außer uns noch 9 andere Boote. „Ganz schön eng“, ruft eine Paddlerin. „Nö“, antwortet eine Bikini-Dame in einem kleinen Motorflitzer, „kuschelig!“ Wir kommen am Hafendorf Wolfsbruch vorbei, dann ins Hafendorf Rheinsberg. Da bleibt einem die Spucke weg. Ein 22 m hoher Leuchtturm bewacht die Einfahrt. Eine richtige Landmarke mitten im Binnenland. Und dahinter ein neu erbautes Schloss. Anders kann man den Hotelkomplex kaum bezeichnen.

Beim Anlegen im Stadthafen von Rheinsberg fehlt nicht viel und ich wäre zum ersten Mal in meinem Leben unfreiwillig im Wasser gelandet. Das Streichholz, das sie Ausleger nennen, wird lediglich von einer kleinen Tonne getragen. Ich steige

vorsichtig aus, weil sich natürlich keiner der Charterer erbarmt Belugas Bug abzuhalten oder mir das Tau in einen der winzigen Ringe zu fädeln.

Unglücklicherweise steht auch noch ein bisschen Wind auf der Anlage. Beluga driftet ab, der Finger beginnt zu schwojen und unheimlich zu wackeln. Ich gehe auf die Knie und habe selbst da noch Probleme das Gleichgewicht wieder zu erlangen. Als es besser wird, krabble ich auf Händen und Knien nach vorne auf den Steg um den Bug festzuhalten. Es war verdammt knapp. Und neben uns hockt einer auf seinem Mietboot und glotzt blöd. Dafür wird Manfred dann beim Hafenmeister 21 € los.

Na schön, wer wollte denn das Rheinsberger Schloss angucken?!

Es ist ein beeindruckendes Gebäude. Von außen fast vollständig renoviert. Innen wird es wohl noch eine Weile dauern, bis alles wenigsten einigermaßen wieder hergestellt ist. Jahrzehntlang wurde es als Diabetiker-Erholungsheim genutzt. Die Malereien einfach mit Ölfarbe überpinselt. „Nach dem Krieg“, erzählt uns der Museumsführer, „hat das Schloss durch Vandalismus unserer eigenen Leute, nicht der Russen, stark gelitten“. Na schön, von außen ist es bereits ein Schmuckstück und was innen restauriert ist, ist auch recht hübsch.

Unser alter Fritz, Friedrich der Große, hat hier einige Jahre verbracht, als er noch ein pausbäckiger, gut genährter junger Fritzel war, mit strahlend blauen Augen und einem Engelsgesicht. Nie hätte man dem gebeugten, gichtgeplagten alten Mann zugetraut, dass er ein Schöngeist war. Unter den Fittichen von Mutter Sophie Dorothea in Monbijou aufgewachsen, war das eher ängstliche und kränklich, auch recht zart gebaute Kind das genaue Gegenteil dessen, was sich sein Vater Friedrich-Wilhelm I. von seinem Kronprinzen erhoffte. Friedrich hatte eine große Vorliebe für Bücher und Musik, spielte selbst sehr gut Flöte und Querflöte. Einen effeminierten (verweichlichten) Flötenspieler konnte Friedrich-Wilhelm als Thronfolger nicht brauchen. Bereits für den 5jährigen verfasste er ein ausführliches Reglement, das minutiös den Tagesablauf festschrieb. Friedrichs Glück war, dass ihm sein Vater einen jungen Soldaten, den Sohn eines französischen Emigranten, Jacques Egide Duhan de Jandun, als Erzieher zuwies. Duhan war ein soldatischer Rechtsgelehrter, sprach fließend Deutsch und Französisch und schien ihm deshalb der rechte Informator für seinen Kronprinzen zu sein. Doch Duhan war selber ein Schöngeist. Er unterrichtete den jungen Friedrich von dessen 5 bis 15. Lebensjahr. Er förderte sein Interesse für Sprachen, französische Literatur und Philosophie und setzte sich über die Lehrpläne des Königs weitgehend hinweg. Er unterrichtete ihn sogar gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs in Latein. Als Friedrich-Wilhelm dahinter kam, wurde Duhan entlassen und inhaftiert. Für Friedrich begann die schlimmste Zeit seiner Jugend. An die Stelle Duhans traten zwei Offiziersausbilder. Die Kontrollen des Königs wurden immer unerträglicher. Man verbrannte alle seine Bücher und seine eleganten französischen Kleider und für das kleinste Vergehen wurde er von seinem Vater mit einem Stock blutig geprügelt.

Friedrich Wilhelm war als Mensch ein schlimmer Finger. Als Staatsmann war er unschlagbar. Er baute Schulen und führte die allgemeine Schulpflicht ein. Er gründete Waisenhäuser und eine Feuerversicherung, verbot die Hexenprozesse und hob die Leibeigenschaft der Bauern auf. Und er schaffte es in kürzester Zeit die Staatsschulden seines Vaters zu tilgen, wobei auch sein übergroßer Geiz durchaus hilfreich war. Dieser gleiche Mann ließ ein 17jähriges Mädchen an die Schandsäule schleppen und grausam mit Routen öffentlich auspeitschen bis sie halb tot war. Anschließend wurde sie zu schwerster Arbeit im Spandauer Spinnhaus verurteilt. Das alles nur, weil sie seinem Sohn Musikunterricht gegeben und Bücher verschafft hatte. Kein Wunder, dass sich in Friedrich mehr und mehr der Gedanke an Flucht

festsetze. Obwohl der junge Kronprinz gelernt hatte sich den Wünschen seines Vaters zu beugen, führte er ein heimliches Doppelleben. Mit einem Freund plante er die Flucht nach England. Der dilettantische Versuch flog auf. Friedrich wurde inhaftiert, sein Freund geköpft. In der Festungshaft unterwarf sich Friedrich seinem Vater vollständig. Er willigte später sogar ein, Elisabeth-Christine von Braunschweig-Bevern zu heiraten, obwohl er ja, wenn nicht vollständig schwul, doch wenigstens bisexuell veranlagt war. Mit ihr lebte er einige Jahre in Rheinsberg, bis er selber König wurde und sie mehr oder weniger verstieß. Er ließ Rheinsberg völlig umbauen und machte einen Musentempel aus dem kleinen Schloss.

„Das Unglück hat mich immer verfolgt“, schreibt Friedrich sehr viel später. „Ich bin nur in Rheinsberg glücklich gewesen.“

Sehr viele Jahre später, war Kurt Tucholsky in dem kleinen Ort zu Gast.

1933 fielen Tucholskys Schriften der Bücherverbrennung der Nationalsozialisten zum Opfer. Die Tucholsky-Gedenkstätte im Schloss Rheinsberg kann auch besichtigt werden.

„Die Ehe war zum größten Teile
vabrührte Milch un Langeweile
Und darum wird beim happy end
im Film jgewöhnlich abjebldt“.

Ein Schandmaul mit Humor konnte er sein. Er nahm sich das Leben, als er sah, was die Nazis aus seinem Deutschland machten.

Der Ellenbogensee sieht genauso aus wie er heißt. Manfred setzt Beluga mit dem Bug in seichtes Wasser und lässt den Anker runter. So liegen wir gut über Pfingsten. Das schöne Wetter lockt alles und jeden aus seinem Bau. Es geht zu wie in einem Ameisenhaufen. Mittags legt sich ein kleiner Segler neben uns. Splitternackt bugsiert der Skipper sein Boot ans Ufer und bindet es fest. Der Anblick ist köstlich. Ein grauhaariger Vollbarträger mit Storchenbeinen und unter dem Spitzbäuchlein schlappert das Schniedelwutzchen. Ich könnte mich verkugeln. Später legt sich ein hübsches kleines Motorboot auf unsere andere Seite. Die jungen Leute, na ja für uns jung, fragen gleich, ob sie uns nicht stören. Natürlich tun sie das nicht. Weil sie immer wieder freundlich gucken, lädt Manfred sie zu einem Frühschoppen an Bord. Sie freuen sich darüber, wenn sie auch nur Kaffee und Limo wollen. Die Beiden sind sehr stolz auf ihr Boot. Sie haben es auch sehr schön in Schuss. Man sieht, dass sie viel Arbeit investiert haben. Natürlich geht irgendwann unser Gespräch Richtung DDR und Wende. Als Schweißer im Schichtdienst bleiben Felix zwischen 950 und 1150 €. Ohne Sabines Verdienst könnten sie nicht leben. Das ist bei uns nicht anders, obwohl im Westen ein Schweißer sehr viel besser verdient. Sie hätten nicht gewusst, was die Stasi alles angestellt hat, sagt Sabine, das hätten sie erst nach der Wende alles erfahren. In Rechlin sind wir durch ein Viertel gewandert mit wunderschönen Einfamilienhäusern in oft atemberaubenden Gärten. Trotz Renovierung und teilweise neuen glänzenden Dächern waren die meisten wohl schon älter als 20 Jahre. Wie das mit der Enteignung war, will ich von den beiden wissen. Wem haben die schönen Häuser gehört? „Na klar haben wir unsere Häuschen jehabt. Man konnte sogar was kofen, wenn man Jeld hatte, wa“, sagt Felix. „Icke hab det Hos von meine Vadder jeerbt. Nur die mit de Mehrfamilienhäuser, die hatten een Problem, wa. Mit 40 Märker Miete kannste ja kenn Hos nich unterhalten. Und wenn dann was kaputte jing, dann habn viele ihr Hos einfach anne Jemende verschenkt, wa.“ Er hatte sogar Verständnis dafür, dass diese

Leute ihr ehemaliges Eigentum nach der Wende nicht einfach zurückbekommen haben. Sie hätten nicht schlecht gelebt, erzählen sie. Klar, es gab manches nicht zu kaufen, aber es ging ihnen nicht wirklich schlecht. Trotzdem können sie heute verstehen, warum ihr Staat bankrott war. „Wir waren viel selber schuld daran, dass unsere Wirtschaft nach der Wende zusammengebrochen ist“, erzählt Felix. „Es wollte ja keiner mehr den Dreck von der DDR kaufen. Es hat lange gedauert, bis wir gemerkt haben, dass unsere Produkte sehr gut waren, aber da waren die Betriebe schon bankrott.“

„Wenn ihr nach Fürstenberg kommt, denkt dran“, informiert er uns, „dass das bis 1951 Mecklenburg war, auch wenn es heute zu Brandenburg gehört“.

Diese herrliche Natur um uns hat auch ihre Schattenseiten. Beluga ist gelb gepudert. In den Königshäusern des 17. u. 18. Jh. hielt man nicht so viel von waschen und Wasser. Man puderte und überdeckte Gerüche mit Parfüm. Dafür gab es in den Schlössern eigene Puderzimmer, in denen alles von einer dicken Puderschicht überzogen war. Genauso sieht Beluga aus, innen wie außen. Blütenstaub! Es gibt riesige Rapsfelder hinter dem Wald, auch der blüht und jedes noch so kleine Pflänzchen schmückt sich mit einer Blüte. Ein Heu verschnupfter Skipper würde hier sein ganz persönliches Waterloo durchleiden. Es gibt nichts, auf dem nicht eine dicke gelbe Schicht liegt, keine Fläche, sei sie auch noch so klein, die nicht einen gelben Rand aufweist. Fährt man mit der Hand über einen Tisch oder Schrank, fegt man ein kleines Häufchen zusammen. Bücher, Lampen, Teekessel, Blumen, selbst die Handys, alles gelb. Feucht wischen unmöglich, schmiert, da bleibt nur das Einmal-Tüchlein oder der kleine Staubfang-Mob, doch 10 Minuten später sieht es wieder genauso aus. Wir schippern weiter Richtung Berlin, durch weitere wunderschöne Seen, umgeben von Wäldern, Schilf und Ruhe. Mecklenburg haben wir hinter uns gelassen, wir sind jetzt in Brandenburg.

Kapitel 8

Faszination Wasser Die Obere Havel-Wasserstraße

Natürlich kann man nicht von der Mark Brandenburg erzählen, ohne aus Fontanes „Wanderung durch die Mark Brandenburg“ zu zitieren.

Die prächtige Havel, mit jener Fülle von Seen, die sie, namentlich um Potsdam herum, an ihrem blauen Bande aufgereiht, ist, auf weite Strecken hin, wie ein Spiegel unsrer königlichen Schlösser, deren Schönheit sie verdoppelt.

Aber nicht überall zeigt sie diese breite Pracht. Schlicht, schmal, ein Wässerchen nur, tritt sie aus dem Mecklenburgischen in die Mark, um dann, auf ihrem ganzen Oberlaufe, ein Flüsschen zu bleiben, das nicht Inseln leicht und frei wie schwimmende Blätter trägt, sondern sich teilen muss, um hier und dort ein Stückchen Land mit dünnem Arm zu umspannen. Nicht das Wasser ist der Herr und Sieger, sondern das Land.

Teile der OHW existieren schon seit dem 17. Jh. Sie ist 97 km lang, doch wir werden sie nicht vollständig befahren. Den Abstecher nach Neustrelitz schenken wir uns. Man kann nicht alles haben. Wir wollen in Fürstenberg wieder rasten um das ehemalige KZ Ravensbrück zu besichtigen. Zu Fuß besichtigen wir die kleine Stadt. Das ehemalige Schloss scheint fast eine Ruine. Es soll zu einem Hotel umgebaut und 2009 eröffnet werden. Ich wage ob dieses Zeitplans meine Zweifel anzumelden.

Dann holt Manfred die Rädchen von Bord und wir fahren nach Ravensbrück. Es ist eine schlimme Erfahrung für mich. Was Menschen anderen antun können. Das Schlimmste ist, dass es sich ständig wiederholt. Dass keiner etwas aus der Geschichte gelernt hat. Ein Friedhof ist ein stiller Ort der Ruhe. Hier spürt man das Grauen, das Leid, den Schmerz, die Hilflosigkeit. Wir verbringen einen ruhigen, in sich gekehrten Abend. Jeder hängt seinen Gedanken nach. Morgens verlassen wir Fürstenberg und schauen nicht zurück.

Vor uns, nicht mal eine Fahrstunde weiter ist Himmelpfort. Hier wohnt der Weihnachtsmann. Der winzige Ort lebt nur von diesem Mythos. „Coeli porta!“ – „Himmelspforte“, so rief Bruder Otto im Jahre 1299, überwältigt vom Anblick dieser wunderschönen, einzigartigen Landschaft, die sich von einer Anhöhe vor ihm ausbreitete. Hier zwischen Havel und Woblitz, sind wir am Rande der Uckermark, in der Streusandbüchse des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, angekommen. In der Uckermark siedelte der Große Kurfürst Friedrich-Wilhelm 20.000 aus Frankreich geflohene Calvinisten und Hugenotten an, als Ludwig XIV. das Edikt von Nantes der Religionsfreiheit widerrief. Sie brachten Kenntnisse und Fähigkeiten mit, die es vorher in diesem dünn besiedelten Gebiet nicht gab. Brandenburg-Preußen hatte diesen Zustrom von Menschen und Kenntnissen dringend nötig. Friedrich-Wilhelm gab somit seinem Land entscheidende wirtschaftliche Impulse. Wirtschaftliche Impulse gehen heute durchaus von den vielen Touristen aus, die Wasser und Land bevölkern.

Obwohl es bis zur Schleuse Himmelpfort nur 1m Wasser haben soll, versucht Manfred ob es uns nicht doch gelingt in die Lychener Seen zu kommen. Es gelingt, wir haben im Schleusenkanal noch wenigstens 40 cm Wasser unter dem Kiel. Wir

durchqueren den Haussee (vom Weihnachtsmann?) und erreichen die Woblitz, slawisch „Havelchen“, ein zauberhaftes kleines Fließgewässer, dicht gesäumt von Wäldern im Naturpark Uckermärkische Seen. Herrliche Bäume, Schwarzerlen, Sibirische Fichten, Buchen, Rotbuchen und so enge Windungen, dass man hupen muss, weil man die Kurven nicht einsehen kann. Es ist einmalig. Elfen tanzen zwischen den Bäumen im Schatten und werfen glitzernde Sternchen ins Wasser. Ein vielstimmiges Vogelkonzert begleitet uns. Dann öffnet sich dieses kleine enge Gewässer zum Großen Lychener See mit seinen verzweigten Ufern und kleinen Inseln. Keiner darf jetzt sagen ich würde spinnen. Es ist wahr! Diese leicht hügelige Landschaft, durchbrochen von Seen, überzogen mit Wäldern, ist ein einmaliges Erlebnis. Auch wenn ich mich ständig wiederholen muss.

In Himmelpfort wollen uns die Berliner noch mal besuchen. Ich bezweifle zwar, dass es in diesem winzigen Ort ein Lädchen gibt, doch es gibt. Und es heißt auch so: Lädchen! Hier macht die Chefin alles selber, Kuchen backen, Marmelade einkochen, Sauerfleisch in Gläsern. Und sie hat eine Auswahl an Tee-Sorten, da könnte sich manches Tee-Stübchen in einer Großstadt eine Scheibe abschneiden. In solchen Läden muss ich mich immer sehr disziplinieren, ich könnte sie leer kaufen.

Anette und Bernd bringen die Schwiegermama mit. Wie es sich für eine Landratte gehört, ist Erika gehörig von Beluga beeindruckt. Nach einem leckeren Gaststättenbesuch wirft sich doch tatsächlich ein Baum hinter Bernds Auto. Anette ist des Lobes voll. Dann legen wir ab um im See zu ankern. Als Manfred den Bug mit dem Bugstrahlruder vom Anleger wegdrückt und das typische Röhren ertönt, schüttelt Erika den Kopf und stellt fest, dass das doch eine sehr mickrige Hupe für so ein schönes Boot sei. Warum alle herzhaft lachen, kann sie erst verstehen, als Manfred tatsächlich hupt. Am späten Nachmittag gibt's Kaffee und den wunderbaren Kuchen von „Tante Emma“. Warum ich den Jockel laufen lasse, will Manfred wissen. Man hört nur das leichte Blubbern vom Auspuff. „Weil ich sicher bin, dass jemand gleich nach der nächsten Tasse Kaffee schreit.“ Und was sagt unsere Erika? „Eure Kaffeemaschine ist aber ganz schön laut!“

Landratte, ich danke für neuen Stoff für eine Kolumne!

Als wir am nächsten Morgen aufbrechen sieht Beluga aus wie ein Müllhaufen. Außer dem gelben Überzug liegt sie voller Blätter von der Weide neben uns und Millionen Mücken hängen an Persenninge, Fender und Reling. Während Manfred fährt mache ich eine richtige Putzorgie. Vor der Ausfahrt des Stolpsees in die Havel kommen drei Sportboote angerast. Zwei überholen uns noch schnell und machen Wellen, dass ich mich festkrallen muss, der dritte schafft es nicht mehr und bleibt hinter uns. In der ersten Kurve wo es etwas breiter wird, schießt er an uns vorbei. An der nächsten Schleuse stehen alle drei und warten, genau wie wir. Blödmänner!

Die Havel ist auf der Suche nach ihrem Bett jedem kleinen Stein ausgewichen. Sie schlängelt sich durch Sumpfwiesen und Wald, manchmal an Gärten vorbei, doch meist durch reine Natur. Selbst die Handys haben keinerlei Netz. Neben uns ein ehemaliges Übungsgelände der Armee. Immer noch wird vor Blindgängern gewarnt. Hier sagen sich wirklich Füchse und Hasen gute Nacht. Es sei denn ein Kuckuck hätte sie in die Irre geführt. Nach einer Weile läuft uns ein Charterboot auf. Sie haben es so eilig, dass sie uns fast in den Auspuff krabbeln. Irgendwann fährt Manfred rechts ran und lässt sie vorbei. An der nächsten Schleuse stehen auch sie. An der Schleuse Regow will ich unbedingt stoppen. Hier ist eine Ziegenkäserei. Vor einigen Jahren war ein Bericht in einem führenden Boots-Magazin darüber. An der

Bohlenwand im Oberwasser der Schleuse soll angeblich ein Käsebrettchen mit Rotwein und Weißbrot serviert werden. Pustekuchen! Anlegemöglichkeit ist gleich null. Lediglich ein Warteplatz für die Schleuse und der ist nicht mal ausreichend. Der Hof macht keinen Eindruck auf uns. Als Manfred die Ziegen und den Dreck vor dem Stall sieht, verzichten wir auf Käse. Das Foto im Magazin war gestellt. Genau wie das vom Einkauf von Kräuterschnaps bei der Kräuterhexe vor der Schleuse Himmelpfort. Finde ich doof, wenn man so realitätsferne Sachen zeigt, nur damit es hübsche Fotos gibt. Es ist eine Vorspiegelung falscher Tatsachen und weckt völlig falsche Erwartungen. Nicht mein Ding!

Hinter der Schleuse Schorfheide zweigen wir ab um die Templiner Gewässer zu erkunden. 1,20 m Tauchtiefe sollen sie haben und es stimmt, in den kurzen Kanalstücken ist es verdammt flach. Auch hier Sumpfwiesen, Wald, Schorfheide und Schilf, das fast bis zur Mitte des Fahrwassers wächst. Erst in Templin haben unsere Handys wieder Empfang.

Die Uckermark hat ihren Namen vom kleinen Flüsschen Ucker/Ueker. Das Kuppen- und Hügelland im Süden ist großflächig mit Wald bedeckt und umfasst zahlreiche Rinnenseen. Im Südwesten befinden sich die Schorfheide, ein wildreiches Wald- und Naturschutzgebiet und das 1 258 Quadratkilometer große Biosphärenreservat (Naturschutzgebiet) Schorfheide-Chorin.

In Templin hat man die Stadtschleuse neu aufgebaut. Sie war jahrelang geschlossen. Vor der Schleuse steht ein junger Mann mit Kapitänsmütze und fragt wo wir hin wollen. Wir sollen nur gleich hinter der Schleuse rechts fahren, da wartet er auf uns und wäre uns beim Anlegen behilflich. Er nimmt die Taue an, steckt gleich das Stromkabel ein, rollt den Wasserschlauch aus, drückt Manfred einen Zettel in die Hand um Brötchen zu bestellen. Er zeigt uns das Restaurant und Hotel und händigt uns einen Stadtplan aus. Dieser ist mehr künstlerisch als informativ. Als wir einen Stadtrundgang machen, sehen wir auch warum. Das einzig Interessante ist tatsächlich die alte Stadtmauer aus Feldsteinen. Die Altstadt darin ist keineswegs alt. Lange glatte Häuserzeilen sind zwar renoviert und dazwischen ist auch mal ein Fachwerkhaus, aber eine mittelalterliche Stadt sieht anders aus. Samstagmorgens um 10 macht sie einen regelrecht ausgestorbenen Eindruck. Wenigstens der Rewe-Markt auf der anderen Seite der Brücke ist lebhaft besucht. Manfred unterhält sich mit dem Hafenmeister, der froh ist einen Job zu haben. Früher ging es ihnen besser, erzählt er. „Jetzt bin ick ja alleene, alle Nachbarn sind weg.“

Die Seen hinter Templin zu erkunden wäre natürlich eine Versuchung, doch sie sind in den Verbindungen noch flacher und haben außer Natur keine Sehenswürdigkeiten.

Als ich die Gelegenheit wahrnehme Duschvorhang und -Vorleger zu waschen fabriziert die Waschmaschine eine ordentliche Pfütze. Es heißt dem Boot und der Frau mangelt es immer an etwas. Auf Beluga trifft das in diesem Jahr wirklich zu. Erst vor einigen Tagen hing der Magnetschalter am Anlasser des Jockels. Ich halte mich allerdings sehr gut, während Manfred seit Wochen mit seinen Schleimbeuteln im Knie kämpft.

Die Uckermark ist ein Teil der Mark Brandenburg. Und Brandenburg ist das Kernland der Preußen. Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg krönte sich selber zum König in Preußen. Um des Namens willen, den das künftige Königreich tragen sollte, reiste er mit seinem kompletten Hofstaat nach Königsberg. 300 Wagen, 30.000 Pferde, das umfangreichste Unternehmen dieser Art in Friedenszeiten. Und das alles wegen eines Stuhls..... Eine Anekdote! Bei einem Besuch in Wien soll der Kaiser Friedrich

von Brandenburg und seinen hannoverschen Fürstenkollegen empfangen haben. Der Hannoveraner war durch seine Verwandtschaft mit den schottischen Stuarts nicht nur von fürstlichem, sondern auch von königlichem Geblüt. Für ihn wurde ein gut gepolsterter Stuhl bereitgestellt, für Friedrich nur ein hölzerner Hocker, was dessen Eitelkeit empfindlich traf. Fortan erstrebte er nichts sehnlicher als selbst königliche Würde zu erringen. Durch Erbschaft, Heirat und Kauf waren die Brandenburger Kurfürsten zu einem Flickenteppich von Ländern gelangt. Um von einem zum anderen Landesteil zu gelangen musste man fremde Territorien durchqueren. Zu Brandenburg gehörten die Grafschaften Mark und Ravensberg, das Herzogtum Kleve und jener Ordensstaat im Osten, eines längst vergessenen heidnischen Ostseestammes, den Pruzzen (sprich Pruhsen).

Friedrich I. war König **in** Preußen, der Titel galt zunächst nur für das Land Preußen, das kein Teil des Heiligen Römischen Reiches war, nicht aber für die übrigen Besitzungen des preußischen Königs. Dank der militärischen Erfolge seines Enkels, dem großen, alten Fritz stieg Preußen zu einer europäischen Großmacht auf. 1772 annektierte Friedrich im Zuge der 1. Polnischen Teilung Westpreußen, verband so sein Königreich Preußen im Osten mit Brandenburg und dem Hauptteil seiner Besitzungen im Westen und nannte sich nun König **von** Preußen.

Wir verbringen noch einen gemütlichen, kostenlosen Sonntag vor Anker im See, bevor wir die Nase wieder in die Havel stecken. Noch windet sie sich schön natürlich durch Schilf- und Seerosenfelder an Wäldern vorbei. Natürlich heißt aber nicht unbedingt naturbelassen. Zwischen Stolpsee und Zehdenick wurde die Havel im 19. Jh. begradigt und reguliert. Hier herrschte damals reger Berufsschiffverkehr.

1888 entdeckte man beim Bau einer Eisenbahnbrücke über die Havel nördlich von Zehdenick riesige Tonlager. Man begann umgehend mit dem Abbau. Mit 56 Ziegeleien war Zehdenick der größte Ziegelproduktionsstandort Europas. Bis zu 6.000 Arbeiter brannten jährlich 1,75 Millionen Tonnen Backsteine, die fast ausschließlich von Binnenschiffen abtransportiert wurden. Im Pendelverkehr nach Berlin waren 360 Schiffe im Einsatz. Die Zehdenicker Schleuse passierten im Jahr 1900 insgesamt 9.109 Kähne und Dampfer und 2.350 Tafeln Floßholz. 1987 schlugen die Ziegelwerke noch 230.000 to um. 1990 kam die Ziegelproduktion zum Erliegen. Ein neues Gasbetonwerk wurde gebaut, das 2003 seine Produktion einstellte. Immer noch stehen Steine im Hof, die keiner mehr will. Zehdenick war in seiner Vergangenheit eine echte Schiffer-Stadt. Ein 1829 gegründeter Schifferverein zählte 1900 fast 1.000 Mitglieder. Es gab streckenweise 8 Werften, Schiffsschmieden, ein Eisen- und ein Akkumulatorenwerk. Aber hauptsächlich lebten sie von der Zehdenicker Tonstichlandschaft. Das tun sie heute noch, denn mittlerweile haben sich die ca. 60 Tongruben längst mit Wasser gefüllt und einige werden als Badeseen genutzt. Natürlich gibt es auch unheimlich viele Datschen an ihren Ufern. Zehdenick ist ein recht großer Ort mit einer Feldsteinkirche von 1250. Leider ist sie verschlossen, als wir an ihrer Eingangtür rütteln. Wir machen eine sehr gründliche Stadtbesichtigung mit Einkauf und biegen irgendwo auf dem Rückweg falsch ab. Ein interessanter Rundgang ab den Hauptverkehrsstraßen zeigt das alte, das DDR-Zehdenick. Graue, teils verfallene Häuser und so grauenvolle Straßenbeläge, dass wir kurzerhand Zehdenick daraus machen.

Auch Manfreds Knie wird immer dicker. Die 3stündige Wanderung war einfach zu viel. Und ich habe mich auch zu früh gelobt. Der Nerv an meinem Rücken quält mich mal wieder. So ist das! Erst hat man die Jahre der Last, dann hat man die Last der Jahre!

Hinter Zehdenick ist die Havel kanalisiert und nennt sich Vosskanal, das letzte Stückchen Malzer Kanal. Sie reißen einem beide nicht vom Hocker, aber sie sind auch nicht hässlich. Immerhin fährt man durch Laub- und Föhrenwald und die Ufer sind grün. Die Selbstbedienungsschleusen sind so langsam, da bräuchte man das Boot nicht mal anzubinden. Das Einbiegen auf den Oder-Havel-Kanal ist völlig unspektakulär. Kein Berufsschiff weit und breit, obwohl er ja die Wasserautobahn Polen-Deutschland sein soll. Vielleicht haben wir einfach nur Glück. Vor der Schleuse Lehnitz laufen wir dann doch einem Frachter auf. Die Waschpo hat ihn gerade kontrolliert und beim Ablegen haben sie einen Fender verloren. Ich stehe schon bereit um ihn zu fischen, als sie es merken und in Marschfahrt auf uns zuhalten. Dann sollen sie ihn selber fischen! Im Unterwasser der Schleuse läuft gerade ein Berufsschiff aus. Bis der nächste reinrangiert hat, beide nach oben geschleust werden, wir mit einem Dutzend Sportbooten und einem Frachter unten ankommen, ist eine Stunde vergangen.

Hinter einer Laubenkolonie biegen wir ab in die Oranienburger Havel. Beim Wassersportclub Möwe legen wir am Luise-Henrietten-Steg an und treffen uns mit Sportsfreund Hugo von Waltrup.

Luise-Henriette war die 1. Gattin des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm und Mutter Friedrich I. König in Preußen. Die zierliche Oranierin lernte zwar nie perfekt deutsch, was nicht weiter schlimm war, da am Hofe nur französisch gesprochen wurde, doch sie war ihrem Mann mehr als eine liebevolle und willensstarke Partnerin. Sie war mit exzellentem politischen Verständnis begabt und stand dem Kurfürsten bei dem schwierigen Aufbau Brandenburgs nach den Verheerungen des 30-jährigen Krieges mit Rat und Tat zur Seite. Ihre Meinung bedeutete Friedrich Wilhelm so viel, dass er bisweilen den Staatsrat verließ um Luise Henriette um ihre Meinung zu fragen. Nicht immer war sie seiner Meinung. Eines Tages soll er ihr seinen Kurfürstenhut vor die Füße geworfen haben und geschrien haben:

„Regieren sie doch selbst, Madam!“

(Wie wenig sich die Männer in den letzten 350 Jahren doch verändert haben)

Als sie mit nur 39 Jahren starb, war Friedrich Wilhelm untröstlich. Noch heute erinnert Schloss Oranienburg, das ab 1651 von holländischen Architekten in Luisas Auftrag gebaut wurde, an die unvergessliche Mutter des ersten Preußen-Königs.

Lassen wir noch mal Fontane zu Wort kommen:

Noch ragt der Bau, doch auf den breiten Treppen

Kein Leben mehr, kein Rauschen seidner Schleppen,

Die alten Mauern stehen öd und leer,

,s sind noch die alten, und – sie sind's nicht mehr.

Der Wassersportclub Möwe liegt auf einem wunderschönen Grundstück mit hohen alten Bäumen. Der alte Opa Nuss nimmt uns in Empfang. Er ist im wörtlichen Sinn eine taube Nuss. Mit laut reden hatte ich nie ein Problem. Er strahlt, als er Beluga aufschreiben kann, ohne dass ich es mühsam buchstabieren muss. „Mal een Name, den ma och versteht! Und gleich führt er mich zu ihrem Spruch, der schön gerahmt im Clubhaus hängt.

Die „Deutsche Einigkeit“

Ein Personenzug fährt nach Preußen - Bayern – Württemberg

Im Klosett findet sich der bahnamtliche Vermerk:

Die Benutzung ist nur 5 Minuten gestattet!

Schreibt ein Preuße dazu:

*wer hier mal wat verrichten will,
der möge sich mal sputen,
die Bahnverwaltung gönnt ihm nur
zum Kacken 5 Minuten.*

Ein Bayer schreibt darunter:

*Wer diesen Vers geschrieben hat,
der ist bestimmt aus Preußen,
denn wer nicht viel zu fressen hat,
hat auch nicht viel zu scheißen.*

Ein Schwabe schreibt dazu:

*Wer aber dies geschrieben hat,
der ist bestimmt ein Bayer,
die fressen viel und saufen viel
und scheißen wie die Reiher.*

Ein Sachse schreibt:

*Seht hier die deutsche Einigkeit,
hier tut sich's nicht beweisen,
dem einen gönnen's Fressen nicht,
dem andren nicht das Scheißen.*

Ein Österreicher schließt:

*Wer Freud' und Eintracht sehen will,
der braucht nicht lang zu wandern,
in unserem schönen Österreich
schießt einer auf den andern.*

Ich finde, da hätte unbedingt noch ein Berliner drunter schreiben müssen.

„Haste det verstanden, du Flitzpiepe, wa!“

Neben dem Steg lebt eine Nutria-Großfamilie. Es ist nicht nur putzig den kleinen Kerlen zuzuschauen, es ist irgendwie faszinierend in welcher Eintracht sie mit sich

und ihrer Umwelt leben. Schwäne, Enten, Gänse, dazwischen schwimmen die kleinen Nager. Auf der Wiese grasen sie neben Staren und Nebelkrähen. Sie fressen gemeinsam aus dem gleichen Napf, sinnbildlich. Jeder respektiert den anderen und geht ihm respektvoll aus den Füßen. Was könnte die Menschheit von dieser kleinen, heilen Welt lernen, wenn sie nur richtig hinschauen würde.

Abends sitzen wir mit einem Kölner Charter-Ehepaar zusammen. Sie gewichten die Bootsfahrt sehr viel höher als wir. Wir haben einen amüsanten Abend und finden ständig ein neues Thema zum Klönen. Sie haben ein sehr schönes Motorboot gemietet und wollen die gleiche Tour machen, die wir hinter uns haben. Elbe – Elde – Müritz. Sie haben beide einen Führerschein und Bootserfahrung, da dürfte es kein Problem für sie geben. Manfreds Knie ist kein bisschen besser. Trotzdem brechen wir auf. Wir wollen unseren eventuellen Liegeplatz im Tegeler See begutachten. Der Havel-Oder-Kanal ist nicht aufregend, aber er ist auch nicht hässlich. An seinem Ufer herrlicher alter Baumbestand, dazwischen Wiesen und Lauben-Viertel. Ein bisschen sind sie zu beneiden, die ehemaligen DDRler. Jeder scheint seine Datsche an einem Fluss, See oder Kanal gehabt zu haben. Um den Niederneuendorfersee stehen gar richtige Villen. Und natürlich Boote ohne Ende. Die weiße Flotte ist präsent und lässt uns erahnen, was uns in Berlin bevorsteht.

Im Tegeler See gibt es einige Inseln und im ganzen See verteilt schwimmen kleine rot-weiße Bojen von denen keiner weiß wofür sie sind. Erst sehr viel später sehen wir, dass sie nichts anders als Springbrunnen sind. Bernd, unser Berliner Bootsfreund, hat uns gut erklärt wo wir anlanden können. Der Club de pêche befindet sich unmittelbar unter der Kantine des Auswärtigen Amtes. Das Auswärtige Amt hat hier eine Schule für künftige Diplomaten. Nachts patrouilliert die Wasserschutzpolizei. Das gefällt Manfred natürlich außerordentlich. In Begleitung von Bernd gehe ich zum Hafenmeister. Manfred hat immer noch erhebliche Probleme mit seinem Knie und kann schlecht laufen, geschweige denn aus dem Boot klettern. 6 € pro Nacht hatte Bernds Freund, Mitglied im Verein, ausgemacht. Das bestätigt der Hafenmeister. „6 € wenn ihr nicht an Bord seid, 9 € wenn ihr an Bord seid“. Auch diese Regelung ist für uns in Ordnung. Unser Liegeplatz für den Heimaturlaub ist fest reserviert. Beluga gut versorgt zu wissen ist wichtig für uns. Jetzt kann ich mich zurücklehnen und einen anderen erzählen lassen.

Bei Fontane liest es sich so:

...Havelabwärts von Oranienburg, schon in der Nähe Spandaus liegt das Dorf Tegel, gleich bevorzugt durch seine reizende Lage wie durch seine historischen Erinnerungen. Jeder kennt es als das Besitztum der Familie Humboldt. Das berühmte Brüderpaar, das diesem Fleckchen märkischen Sandes auf Jahrhunderte hin eine Bedeutung leihen und es zur Pilgerstätte für Tausende mache sollte, ruht dort gemeinschaftlich zu Füßen einer granitene Säule, von deren Höhe die Gestalt der „Hoffnung“ auf die Gräber beider hernieder blickt...

Die Hoffnung – Sie wird mit dem Greis nicht begraben.

Den Brüdern Wilhelm und Alexander von Humboldt gehörte nicht nur Schloss, sondern auch die Ortschaft Tegel. Sie war Mitgift ihrer Mutter. Es war halt so im 18. Jh., dass ganze Städte und Landstriche Privatbesitz der Reichen und Privilegierten waren. Es gibt da allerdings eine Geschichte, die wir begnadet durch unsere späte Geburt nicht erleben müssen:

...Tegel ist ein ehemaliges Jagdhaus des Großen Kurfürsten, das zum Unterschied vom nahe gelegenen Dorf gleichen Namens Schloss Tegel heißt. Hier war ein

Poltergeist zu Hause, der Tag und Nacht lärmte und den Bewohnern keine Ruhe ließ. Zunächst war der Geist nur durch sein Lärmen lästig, schließlich aber fing er an, die Leute mit Steinen zu bewerfen. Da diese glühend heiß waren, vermutete man, dass das Gespenst seine Wurfgeschosse direkt aus der Hölle beziehe. Manchmal knallte der Geist mit Peitschen in den Räumen des Schlosses; auch mit den Esswaren trieb er Schindluder und machte sie häufig ungenießbar, mit dem Feuer aber ging er ganz gefährlich um. Hie und da konnte man ihn sehen. Bald zeigte er sich als kleines Männchen, dann war er wieder riesengroß, einmal sah er wie ein schwarzer Kobold aus, dann wieder wie ein weißgrauer Dunst. In ganz Berlin kannte man ihn, in allen Kreisen der Gesellschaft sprach man von diesem unheimlichen Spuk. Alle Versuche, ihn zu vertreiben, blieben lange Zeit erfolglos. Endlich verschwand er und zeigte sich nicht mehr...

Goethe erinnert im Faust spöttelnd an diesen Spuk:

Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel,
Wir sind so klug, und dennoch spukt's in Tegel.

Was wir von Tegel sehen sind einige Hochhäuser und viele, viele Flugzeuge, die landen und starten.

Kapitel 9

Beluga im Zentrum der Macht

Berlin Berlin, jetzt sind wir in Berlin.

Mit Rücksicht auf Manfreds unbrauchbares Knie wollen wir Berlin erst mal vom Wasser aus erkunden.

Mit einem Boot durch eine Stadt zu fahren ist für jeden ein Erlebnis. Davon leben ganze Völkerstämme. Mit dem eigenen Boot durch eine Stadt zu fahren ist etwas ganz besonderes. Wir haben schon viele Städte von der Wasserseite erlebt. Manche präsentieren nur ihre Hinterhöfe, andere ihre Schokoladenseite. Wir kennen Brüssel, Amsterdam, Lüttich, Paris, Belgrad, Bratislava, Budapest, Wien, Straßburg, Istanbul und viele, viele andere. Durch Berlin zu fahren ist unglaublich. Dieses Sammelsurium an unterschiedlichen Gebäuden. Futuristische Glaspaläste neben alt ehrwürdigen Gebäuden. Hypermoderne Doppelstock-Brücken neben Neugotischer Pracht. Die besten Plätze hat natürlich das Regierungsviertel. Es ist schon eine feine Sache, wenn man Geld ausgeben kann, das man vorher nicht selber verdienen musste. War es erforderlich unsere Steuermilliarden in Berlins Innenstadt in Glaspalästen zu versenken? Hätten es nicht normale Gebäude ein wenig weg von

der City auch getan? Es ist ja leider nicht so, dass die gewagten Stahlbetonkonstruktionen unseren Politikern zu besonderen geistigen Höhenflügen verhelfen. Musste sich der Reichstag, dieses wunderbare Gebäude mit einer Glühbirne krönen lassen? Na ja, immerhin ist es aufregend durch diese verrückte Stadt zu fahren. Mitten durch! Was mich besonders wundert und ganz sicher nur dem von jeher gefürchteten „Berliner Unwillen“ zu verdanken ist. Wunderschön sind Dom und Museumsinsel. Vom Pallazzo Protzi, wie die Berliner den ehemaligen Palast der Republik nennen, steht nur noch ein Rest-Gerippe.

Wir haben sehr viel Glück, dass gerade ein Charterboot ablegt, als wir uns dem Anleger neben der Insel der Jugend in Treptow nähern. Ein Hausboot liegt wohl fest da. So viel zur 24 Stunden Begrenzung. Am Fenster hat er ein großes Schild: „Das ist definitiv kein Sportbootanleger, bleibt weg“. Wir binden vor ihm fest und rümpfen ein bisschen die Nase, weil es vor toten Fischen nur so wimmelt. Manfred dreht die Maschinen noch mal hoch, damit das Schraubenwasser sie wegschwimmen lässt. Ich gucke ins Wasser, ob auch alles verschwunden ist. „Wat kiecksten so in det Wasser?“, fragt mich eine nett aussehende Person. Leider ist sie so blau wie ein Feilchen. Ich erzähle es ihr und sie nickt: „Biste os Bayern, wat? Ick kenn mir os, dat hör icken!“ So sind se de Berliner. Immer mit de Schnauze vorne dran. Neben unserem Anleger ist ein Burger King. Ich esse nur alle 5 Jahre mal einen Hamburger. Jedes mal hoffe ich aufs Neue, dass ich seinen Geschmack falsch in Erinnerung habe und jedes Mal bin ich wieder enttäuscht. Ich hätte uns besser am Imbiss eine Bratwurst und eine Spreegurke gekauft. Oder besser noch eene Bulette. Obwohl die Berliner nicht unbedingt als die geborenen Gourmets gelten, haben sie uns einige Köstlichkeiten beschert, die aus der deutschen Küche nicht mehr wegzudenken sind. Schon in Zille seim Milljöh hieß es: „Lass dem Kind doch die Bulette“. Buletten, Frikadellen, Fleischklopse eben, und als Ergebnis irgendwann der Hamburger? Trotzig beharren die Berliner auch heute noch auf ihren angestammten Essgewohnheiten. Was für den Rest der Welt Delikatessen sein mögen, ist dem Berliner ziemlich schnuppe. Er liebt seine Schrippen, denn die sind die Seele von't Janze und ein starker Teil der Bulette. Übrigens ist der Name Bulette ein Übrigbleibsel der jahrhunderte langen Königssprache, dem französischen. Boulette – kleine Kugel – ist ja auch eine treffende Bezeichnung. Mit Mostrich isst sie der Ur-Berliner, nicht mit Senf (na, fragt mich nur nicht nach dem Unterschied).

Hackepeter kann's aber auch sein und kein Berliner käme jemals auf die Idee Mett dazu zu sagen. Vor über hundert Jahren hat der Gastwirt Eduard Martin wunderbares, sehnenfreies Schweinefleisch durch den Fleischwolf gedreht, Salz, Pfeffer und Zwiebeln drunter gemengt und schon konnte der Berliner seine Hackepeter-Schrippe einfach so aus der Lamäng vertilgen. Am liebsten am Tresen mit dem so wunderbaren berüchtigten Solei und einer schönen sauren Spree-Gurke. Es ist noch gar nicht so lange her, nicht mal 70 Jahre, als die Imbissbudenbesitzerin Herta Heuwer die Curry-Wurst kreierte. Nicht auszudenken, wenn sie's nicht getan hätte. Aber, man höre und staune, die Berliner sind die Erfinder manch lieb gewordener Köstlichkeit. Wiener Würstchen zum Beispiel, die stammen keinesfalls aus Wien. Nee, nee, der Berliner Schlachtermeister Wien, stellte sie das erste Mal Ende des 19. Jahrhunderts her. Kasseler Rippenspeer, kurz Kasseler genannt, kommt nicht etwa aus Kassel. Metzgermeister Cassel hat dieses Leibgericht erfunden. Und wie kam das Eisbein zu seinem Namen? Die Berliner schnitzten im Mittelalter aus dem Eisknochen des Schweins ihre Schlittschuhe. Dafür mussten sie natürlich vorher erst mal den Schienbeinknochen abnagen. Wen also wundert es, dass die gepökelte, rosarote Schweinshaxe (Eisbein), gesotten, mit Erbspüree und

Sauerkraut serviert, ein heißgeliebtes Winteressen war. (Auch wenn mein Herr Kapitän unverständlich den Kopf schüttelt und behauptet, dass es nie und nimmer Sommer- oder Winteressen gäbe. Man könne zu jeder Jahreszeit alles essen). Kartoffeln waren bei den Berlinern beliebt, seit vor über 250 Jahren Friedrich der Große den Kartoffelanbau in der Mark Brandenburg durchsetzte. Und weil Berlin an sehr viel Wasser liegt, gehörten schon immer Flussfische zu den gefeierten Spezialitäten der Berliner Küche. Das bekannteste Getränk der Berliner dürfte wohl die Weiße mit Schuss sein. Berliner Weißbier ist ein obergäriges Weizenbier mit 7 bis 8 % Stammwürze. Der Schuss ist ein Spritzer Himbeer- oder Waldmeistersirup. Napoleon nannte sie den Champagner des Nordens. Man sollte annehmen, dass er wusste wovon er sprach. Mir, als Leckermaul, schmeckt sie, die Grüne besser als die Rote. Manfred rümpft natürlich die Nase und schiebt mir sein Glas rüber. Berliner heißen in Berlin übrigens Pfannkuchen. Im berühmt-berüchtigten KaDeWe, dem Kaufhaus des Westens, von dem böse Berliner Zungen behaupten, dass die Gourmet-Etage während der Stadtteilung wohl das weltstädtischste an Berlin war, zeigt man allerdings stolz die bekanntesten Berliner: Knut, den Berliner Bären, Kennedy und eben Berliner Pfannkuchen. Alles in Schoko, Marzipan und Zuckerguss. Sie haben übrigens sogar die Friedensglocke in voller Größe aus Schokolade. In diesem Kaufhaus kann man so ziemlich alles kaufen, was es überhaupt zu kaufen gibt. Die Süßwaren- und Schoko-Abteilung ist riesig. Die ausgefallensten Fische werden angeboten und Fleisch zu Freudenhauspreisen. Entrecote das Kilogramm 210 € sorgt dafür, dass mir der Appetit gleich gründlich vergeht. Oh pardon, fast hätte ich den Döner vergessen. Diese echt türkische Spezialität soll auch eine aus Not und Resten gemixte Berliner Erfindung aus Kreuzberg sein.

Warum haben eigentlich die Berliner einen Bären als Wappentier will ich wissen. Ich frage Viele und bekomme nur eine Antwort: „Det is halt so“.

Eine Geschichte habe ich ausgegraben:

An dem Eckhaus des Molkenmarkts und der Bollengasse hängen ein Paar gewaltige Knochen, das sind Schulterblatt und Rippe eines Riesen, und darum nennt man das Haus auch schlechthin »Die Rippe«. Dieser Riese soll aber hier von einem Erdwurm, so nannten die Riesen in ihrem Übermut die Menschen, erschlagen und so groß gewesen sein, dass sein Leib nicht auf einem Kirchhof Platz hatte, daher hat man ihn denn zerstückeln und auf allen Kirchhöfen begraben müssen.

In der Nähe des Molkenmarkts, nach dem Rathaus zu, soll überhaupt ehemals die wahre Bärengrube gewesen sein, wo sich die Bären aufgehalten haben, und daher ist es denn auch gekommen, dass Berlin einen Bären im Wappen führt.

Vielleicht treffen wir ja noch jemand der es besser weiß.

Wolfgang zum Beispiel. Er hat früher im DDR-Kinderfernsehen gearbeitet und schreibt ganz zauberhafte Jugendbücher und freche Gedichte. Wir wollen ihn in Schmöckwitz treffen. Von Treptow bis Köpenick fahren wir mehr oder weniger durch eine Industriebrache. Auch das ist interessant. Übrigbleibsel aus DDR-Zeiten und viele Neubauten. Als Manfred einen Netto-Markt mit einem Anleger davor entdeckt gehe ich natürlich noch mal schnell ein bisschen einkaufen. So günstig wird es uns lange nicht mehr gelingen. Als wir abgelegt haben, erzählt mir Manfred, dass da eine kleine Asiatin geschmuggelte Zigaretten verkauft hat. Gerade so wie sie's im Fernsehen gezeigt haben. Unter jedem Bodendecker eine Tüte. Sie hatte reißenden Absatz. Nur ich hab natürlich wie immer nix mitgekriegt.

Dann kommt Köpenick in Sicht. Ob sie heute noch so clever sind wie der berühmte Hauptmann? Scheint so, der Ort macht vom Wasser einiges her und mittwochs und samstags stellt der Hauptmann immer noch seine Garde zusammen und marschiert zum Rathaus.

Wie Köpenick zu seinem Namen kam ist bekannt:

Vor langen Zeiten war einmal ein alter Fischer, der in der Nähe von Köpenick seinem Gewerbe nachging und namentlich am Müggelsee seine Netze auszuwerfen pflegte. Da geschah es einst, dass er auch dort war und ein großer Krebs vom See ans Ufer geschwommen kam, ihn anredete und sagte, er wolle ihm viel Glück bringen und ihn zum reichen Mann machen, wenn er ihn aus dem Wasser nähme und nach dem ersten Ort jenseits der Spree brächte. Darauf nahm der Fischer den Krebs und ging mit ihm nach Köpenick zu, wo er uneingedenk dessen, was derselbe gesagt, ihn auf den Markt brachte, um ihn zu verkaufen. Da das Tier so groß war, fand sich auch bald ein Käufer; aber da begann der Krebs auf einmal zu rufen: »Kööp nich! Kööp nich!« Nun gedachte der Fischer wieder der Bedingung, nahm seinen Krebs und ging weiter. Darauf setzte er über die Spree und kam nach Stralau, wo er den Krebs um vieles Geld verkaufte. Zum Andenken aber an die Worte, die der Krebs dort vor allen Leuten auf dem Markt gesprochen, wurde die Stadt Köpenick genannt, und die Stralauer zeigen noch alljährlich am Tag des großen Fischzugs, am 24. August, den großen Krebs, der von Köpenick dahin gebracht wurde.

Neben uns ist der Abzweig zum Müggelsee, den dürfen Sportboote nur auf einem betonnten Weg durchfahren. Wir fahren in der Dahme weiter. Weniger ein kleiner Fluss, mehr ein See. Wenige Plätze am Ufer am dem keine Boote liegen. Hunderte Boote, aller Größen und sehr viele Segler. Auf dem Wasser geht es zu wie in einem Ameisenhaufen. Ob hier jemand arbeitet? Das ganze Gebiet macht den Eindruck ewigen Urlaubs, ewiger Freizeit. Ruderboote üben auf der Regattastrecke, Kinder segeln mit Optis, Motorboote und Segler mit gelegtem Mast haben es eilig irgendwo hin zu kommen oder dümpeln vor Anker in der Sonne. Es ist ein herrliches Wassersportgebiet und zieht sich kilometerweit. Datschen am Ufer, Penthäuser, Villen, private Stege, Vereine. Was geht's euch hier gut.

Auch Wolfgang und Hanne zucken die Schultern. Vielleicht käme der Bär von Albrecht dem Bären oder von der Ähnlichkeit der Silben – Ber..-Bär? Eher unwahrscheinlich, denn der Name Berlin geht vermutlich auf die slawische Silbe berl – Sumpf – zurück. Hanne, als ehemalige Geschichts-Lehrerin müsste es wissen, wenn es historisch belegt wäre. Es ist es nicht. So werde auch ich es nicht ergründen können. Wir haben einen langen Abend angeregter Debatten. Ihre Sichtweise wollen wir hören. Warum haben sie ihr Fernsehen nicht weitergemacht? Ganz einfach. Nach der Wende kamen die Wessis und haben die komplette Führungsriege des DDR-Fernsehens auf die Straße gesetzt und eigene Leute eingeschleust. Ich kann nicht beurteilen wie das Unterhaltungsprogramm war, aber DDR-Märchen-Filme, die zum Teil auch bei uns ausgestrahlt wurden, waren wunderschön. Das DDR-Sandmännchen ist heute wieder der Renner bei unseren Jüngsten, genauso wie Pittiplatsch und Schnatterinchen. Wolfgang hat einen anderen Job beim Deutschen Sportfernsehen in München gefunden. Heute ist er verrentet.

Hanne war Lehrerin am Gymnasium für Russisch und Geschichte. Russisch hatte sich schnell erledigt. Auch sie ist mittlerweile in Rente. Auch sie ist mittlerweile in Rente. Sie mussten erst mal lernen, wie Schule in der Bundesrepublik funktioniert, erzählt sie. Es ging plötzlich nicht mehr darum einen ordentlichen Unterricht zu machen und den Kindern etwas beizubringen, sondern aufzupassen, dass man diese

Kinder ja nicht überfordert oder sonst etwas tut, was den Eltern vielleicht nicht recht ist, damit man nicht verklagt wird. Unsere Klassen waren plötzlich doppelt so groß wie vorher. Der Level des zu vermittelnden Stoffes wurde kontinuierlich heruntergefahren. Wir hatten fleißige, motivierte Schüler, die etwas lernen wollten. Die Klassen waren bunt gemischt. Das Arbeiterkind neben dem Arzt-, Lehrer-, Künstler-Kind. Plötzlich entwickelten sich Klassen einer Unterschicht. Und genauso entwickelten sich soziale Brennpunkte, die es vorher nicht gab. In den großen Häusern, auch den Plattenbauten wohnten die Rentnerin und der Hausmeister, der Arzt, der Intellektuelle, der Schauspieler neben dem Handwerker und dem Hilfsarbeiter. Und alle waren eine Gemeinschaft ohne An- oder Aberkennung der einzelnen Leistung und Vorbildung. Nach der Wende sind die Besser-Verdienenden ausgezogen, haben sich bessere, schönere Wohnungen genommen oder Häuser gebaut, die minderbemittelte Schicht ist zurückgeblieben. Sozialer Brennpunkt und unwiederbringlicher Verlust von Egalité und Fraternité, für das die Franzosen ihr halbes Volk und die komplette Oberschicht ausgerottet haben. Und wir Wessis wundern uns, warum so mancher der alten DDR nachweint.

„Ihr könnt euch das nicht vorstellen, aber wir mussten wirklich erst lernen, wie das mit der Marktwirtschaft funktioniert“, erzählt Wolfgang. „Bei uns gab es eine Auto-Versicherung. Jeder war da drin. Da gab's auch keine Fahrerflucht, warum auch, war ja bei jedem die gleiche Versicherung. Oder eine Krankenversicherung. Sie war ein Klacks. Plötzlich musste man wählen zwischen dutzenden Versicherungen und keiner wusste so richtig was lang geht. Und erst die Preise.... !“

Es macht einem schon nachdenklich. Nie ist alles nur weiß oder schwarz, schlecht oder gut. Muss ein Staat, der versucht den realen Kommunismus oder Sozialismus zu verwirklichen nicht scheitern? Die DDR war finanziell am Ende. Musste man deshalb gleich alles einstampfen? Auch das, was sehr viel besser, eben sozialer, bei ihnen war als bei uns? Es ist heute nicht mehr zu ändern und nicht mehr rückgängig zu machen. Nur so, wie man uns im Westen hat weismachen wollen, war auch nicht alles. Das Gras ist nie so grün, wie es auf der anderen Zaunseite aussieht.

Der Anleger von Schmöckwitz ist, obwohl Mitten im Ort, an einer kleinen Wiese mit schönem alten Baumbestand. Es ist noch hell, als ein Fuchs an uns vorbeieilt. Jetzt warten wir nur noch auf den Hasen. Er kommt nicht. Dafür scheppert es morgens um viertel vor fünf über uns auf dem Deck. Manfred spritzt sofort aus dem Bett. Vor Beluga steht einer Schmiere, einer springt von Deck als Manfred sie in die Flucht brüllt. Wir haben den Eindringling nur gehört, weil er auf dem Achterschiff über einen Hocker gestolpert ist. Die Nacht ist für uns vorbei. Nach dem Frühstück machen wir die Leinen los um eine Seen-Rundfahrt zu machen. Natürlich gleicht jeder See irgendwie dem anderen. Trotzdem ist es wunderschön. Der Weg ist hier das Ziel, immer wieder. Dann erreichen wir die Müggelspree. Klein Venedig heißt das Viertel. Es ist ein Traum. Trägt seinen Namen zu Recht. Selbst in Friesland sind wir nicht durch so herrliche Gebiete gefahren. Ein Haus schöner als das andere, ein Garten prächtiger als der nächste. Jeder hat einen kleinen Hafen oder einen Bootsanleger oder Bootsgarage. Ich muss ständig aufpassen, dass mir keine Mücke in den Mund fliegt, weil ich ihn kaum noch zu bekomme.

Wir nehmen wieder den Platz in Treptow neben der Insel. Da hat man wenigstens nicht versucht uns auszurauben. Als ich dabei bin das verspätete Mittagessen auf den Tisch zu stellen, kommt Bernd mit dem Leierkasten vorbei. Den Kahn vollgepackt mit gut gelaunten Leuten auf einer Party-Fahrt. Nachts um 12 legt hinter uns mit viel Getöse eine ähnliche Rappelkiste wie der Leierkasten an. Um einen ruhigen, erholsamen Urlaub zu verbringen ist Berlin wohl doch nicht die richtige

Stadt. Gerade als wir morgens in den Landwehrkanal aufbrechen wollen, legt die Waschpo hinter uns an. Jetzt geht's dem Kerlchen an den Kragen, der schon seit Herbst mit seinem Hausboot hier liegt. Anschließend trinken die Jungs bei uns noch einen Kaffee und wir plaudern. Es ist überall das Gleiche. Viel zu wenig Personal. Teilweise müssen sie die Arbeit der Feuerwehr mit machen oder Krankentransporte übernehmen. Gestern, erzählt einer, haben in Kreuzberg 2 Polizisten 60 Randalierern gegenübergestanden. Einer der Polizisten wurde angeschossen. Und dann haben sie auf dem Wasser ganz klare Vorgaben wie viel Geld sie mit Knöllchen einzubringen haben. In Brandenburg wäre das noch schlimmer. Wenn die ihr Soll im Sommer nicht erfüllen konnten, dann müssen sie im Winter auf die Straße und Streifen gehen. Natürlich sind wir uns einig, dass in der Berliner-Innenstadt ein vernünftiger Yachthafen fehlt, in dem man das Boot auch nachts mal liegenlassen kann um sich ins Nachtleben zu stürzen. An den 24-Stunden-Anlegern würden wir uns das nicht trauen, wenn man schon in kleinen Ortschaften bestohlen wird. Wir sollen es nur nicht persönlich nehmen, wenn uns mal einer abkassiert, geben sie uns mit auf den Weg. Zwei richtig nette Jungs.

In der Oberschleuse im Landwehrkanal wird ein Rundfahrtboot zu Tal geschleust. Wir kämen gleich dran, sagt uns der Schleusenwärter über Funk. Doch da melden sich zwei andere Ausflugsdampfer und er entschuldig sich, dass er bei dieser Fuhre leider keinen Platz für uns hat. Er würde uns dann alleine schleusen. Genau das tut er. 20 cm geht es abwärts von der Spree in den Kanal. Einen sehr freundlichen, grünen Kanal, quer durch die Stadt, an einigen bemerkenswerten Plätzen und Gebäuden vorbei. Vor dem Verteidigungsministerium werden gerade 2 Garde-Soldaten zurechtgewiesen. Ein paar Türkenjungen schreien uns wegen Zigaretten nach. Zwei Spielplätze entdecken wir, einen Lidl und einen Aldi, ein sehr schönes Wohngebiet, das Grand Hotel, die Berliner Stadtbibliothek in einem sehr altehrwürdigen Gemäuer, der Potsdamer Platz und seitlich hoch über uns die S-Bahn. Die meisten Brücken haben nicht mehr als 3 m Höhe, nicht mal mehr für mich Stehhöhe auf dem Achterschiff. Klar, dass es nach wochenlangem Sonnenschein gerade jetzt, wo wir alles abbauen mussten und im Freien sitzen, einige Tröpfchen ablässt. Ein interessanter alter Kanal. Auch ein bisschen makaber. Am 15.1.1919 wurden Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, die Gründer der KPD, ermordet und die Leichen in den Landwehrkanal geworfen.

Natürlich gab und gibt es auch Erfreuliches über den Kanal zu berichten. Hans Oswald schrieb 1904 für die Zeitung "Die Woche":

Es gibt noch mehr solche Idyllen: im Abendsonnendunst gleitet ein Kahn zwischen den glatten Steinufern des Landwehrkanals dahin. Hinten am Steuer des rotbraunen Kahns steht die Schifferfrau; fest und stark wie ein Mann. Wie sicher sie das Steuer hält! Wie streng sie nach vorne auslugt! Und sie merkt es nicht, wie der Wind ihr die Bänder der weißen Sonnenhaube um den Kopf schlägt, wie er an ihrem blauen Kattunkleid zerrt.

Blau war eine amtliche Farbe in Preußen. Es liest sich so:

*Mit Ein- und Ausfuhrverboten wurde der einheimische Markt reguliert. Auf illegale Wollausfuhr stand die Todesstrafe. Der König bestimmte was die Preußen anziehen durften. Edikte untersagten allen Untertanen, und besonders der Ritterschaft, das Tragen von Stoffen, die außer Landes gefertigt wurden, verordnete das blaue Tuch, das als **Preußisch-Blau** in die Geschichte einging und verbot: „den Dienstmägden und den ganz gemeinen Weibes-Leuten, sowohl Christen als Juden, das Tragen von Seidenen Röcken, Camisolen und Lätzen“.*

Im Unterwasser der Unterschleuse schleichen wir uns in den Flutgraben und legen an Bernds Boot, dem Leierkasten an. In der Not frisst der Teufel Fliegen.

Mit unseren Freunden Annette und Bernd erkunden wir die Wundertüte Berlin.

Ich möchte nie als Kritiker oder Meckerer verstanden sein. Was ich schreibe entspricht meinem persönlichen Empfinden, ist immer subjektiv, nie objektiv und schon gar nicht repräsentativ.

An der Freiheitsstatue vorbei schieben wir uns in die Stadt. Aufgrund der Aufteilung der Stadt stand sie nach dem Krieg im englischen Sektor. Die Franzosen wollten das Standbild unbedingt nach Paris verfrachten, als späte Genugtuung für den 1. Weltkrieg. Doch die Engländer, les rosbifs, wollten den Wunsch der Frogs nicht erfüllen und ließen Gold-Else wo sie war.

Janz Berlin is eene Wolke.... Das habe ich gesucht. Gefunden haben wir eine riesige Baustelle. Ganz Berlin ist fast 20 Jahre nach der Wende immer noch eine einzige Baustelle. Wie will man nur ein vernünftiges Foto machen, wenn garantiert ein Bauzaun oder -Kran vor dem Motiv steht? Das Brandenburger Tor erstrahlt in neuem Glanz und daneben sind gerade die Amerikaner dabei sich erneut einzumauern. Ein zwei Pflastersteine breiter Streifen zeigt auf der neuen Straße den ehemaligen Standort der Mauer an. Die City, die Innenstadt, in der andere Städte leben, in denen das eigentliche Leben einer Stadt pulsiert, die gibt es hier nicht. Was natürlich nicht heißt, dass hier nichts pulsiert. Mitte ist vollgestopft mit Touris, die mehr oder weniger verwirrt in ihren Stadtplan stieren und durch die Stadt irren. Irgendwo ist immer eine Demo. So oft wir am roten rot-roten Rathaus vorbeifahren ist der Platz belagert von Leuten, die irgendwas gegen irgendwas haben. Den Verkehr lebhaft zu nennen ist die Untertreibung des Jahrhunderts. Das Angebot an teuren Autos, gut angezogenen Geschäftsleuten, Menschen aller Hautfarben, schicken Frauen, Kinderwagen und Fahrrädern ist riesengroß. Bei dem herrlichen Wetter sind die Straßencafes voll besetzt. Und dazwischen hocken Berber und versuchen den letzten Tropfen aus ihren Bierflaschen zu melken.

Die wenigen alten, gut restaurierten Gebäude werden erschlagen von modernen, eiskalten Glaspalästen. Riesenhafte Baulücken sind zur Straße hin mit Attrappen verkleidet. Besonders auffällig am Potsdamer Platz. Ich finde es erstaunlich, dass sich die Berliner diese Art ihrer Stadtsanierung so klaglos gefallen ließen, ohne dass der berühmte „Berliner Unwillen“, der bekanntermaßen immer mal wieder durchzubrechen droht, es zu verhindern wusste.

Friedrich der Große war schon der Meinung, dass „Unter den Linden“ für seine Hauptstadt zu wenig repräsentativ wäre und beauftragte den späteren Erbauer von Schloss Sanssouci, seinen Rheinsberger Freund Knobelsdorff, dort ein angemessenes Opernhaus zu erstellen. F zwei baute viel in Berlin. Besonders baute er auf religiöse Toleranz und französische Kultur. Unter seiner Herrschaft waren ein Drittel der Bevölkerung Hugenotten. Er selber sprach fließend französisch aber nur schlecht deutsch.

Sein Vater, Friedrich-Wilhelm I. litt sogar an einer regelrechten Baupassion. Dieser frönte er, indem er seinen Untertanen, selbst seinen Generälen, das Bauen befahl. „Der Kerl ist reich, der Kerl soll bauen!“ Dieser Spruch war gefürchtet, denn der König verlangte die Errichtung wahrer Prachtbauten, häufig auf von ihm geschenkten Grundstücken, die so sumpfig waren, dass Hunderte von Baumstämmen in den nassen Boden gerammt werden mussten.

Viele dieser alten Prachtbauten stehen im Ostteil der Stadt. So ist es auch nicht verwunderlich, dass sich unsere Besichtigungstour hauptsächlich in diesem Teil der Stadt abspielt. Berlin besteht aus einer Zusammensetzung von vielen Dörfern. Jedes dieser „Dörfer“ hat seinen Kiez. Dort ist das Leben, die Berliner Luft. Hinterhöfe wurden nach der Wende restauriert und sind heute erstaunliche Einkaufspassagen. Aber es gibt auch noch andere, nicht renovierte, in denen wir uns staunend umschauen. Und natürlich gibt es Häuser, die sich nur noch aus purem Trotz aufrecht halten, oder weil sie zwischen zwei anderen eingeklemmt sind und deshalb nicht umfallen können. Ich denke mir, dass sich die Hohenzollern, die Könige und Königinnen von Preußen im Grabe herumdrehen würden, wenn sie heute noch einmal ihre Hauptstadt anschauen würden. So vieles ist unwiederbringlich verloren. Der Demarkationsstreifen durch die Stadt hatte eine Lücke geschaffen. Auf dem Sahnstückchen Mitte in Mitte ist heute das Holocaustdenkmal. Erfüllt es seinen Zweck? Berlin hat den Geist des preußischen verloren. Einen Geist, wie den des Sonnenkönigs, den Paris trotz Revolution und Erneuerung immer noch hat. In Paris atmet jede Pore, jeder Stein, Geschichte. Die Erinnerung an alle die vergangenen Louis', an Napoleon, Madam Pompadour, Marie-Antoinette oder Josefine, sie ist lebendig. In Berlin ist es das Sony-Center, das Hochhaus des DGB, der Allianz, die Glaspaläste der Regierung. Wo ist das Gedenken an Luise, die heiß verehrte preußische Königin, die für ihr Volk das Knie vor Napoleon beugte? An die vielen Hohenzollern, so menschlich und unmenschlich sie auch gewesen sein mögen. Sie haben Berlin zu dem gemacht was es einst war und heute nicht mehr ist. Selbst wenn sie selber viel lieber in Potsdam „gut gehaust“ haben. In der Zeit der Preußenkönige wuchs Berlin zur Metropole von Kultur, Kunst und Wissenschaft. Humboldt gründete die Berliner Uni, Karl Friedrich Schinkel entwarf Bauwerke, die die Stadt heute noch schmücken und Gartenbaumeister Lennè schuf die Parks dazu.

Ein wenig dieser Preußischen Gloria findet sich noch in Charlottenburg, auf dem Ku-damm, dem Gendarmenmarkt, der Museumsinsel, dem Nicolaiviertel. Für mich liegt der wirkliche Berliner Glanz in seinen Wasserstraßen und Seen, seinen Grünanlagen und Parks.

Wir machen einen Zwischenstopp am Charlottenburger Schloss, das einem ganzen Dorf, heute Stadtteil, seinen Namen gab. Dieses Dorf hieß früher Lietzen. Sophie Charlotte, Gemahlin Friedrich I. König in Preußen, bekam als Hochzeitsgeschenk Schloss Caputh bei Potsdam, hat es aber, weil es ihrer Meinung nach viel zu abgelegen war, „kein rechter Ort für ein liederlich Leben“, gegen das Dorf Lietzen eingetauscht. Sie ließ sich dort von Eosander von Göthe, den sie das Orakel in allen Bauangelegenheiten nannte, ein maison de plaisance, ein kleines Lustschloss bauen. Hier traf sie sich mit dem Philosophen Leibniz und betrachtete sich künftig als seine Schülerin, was sehr zu ihrem Ruf eine Philosophin auf dem Fürstenthron zu sein, beitrug. Sie war ein Schöngest und überaus musisch begabt. Diese Begabung gab sie an viele nachfolgende Preußenkönige weiter. Sie war eine Anhängerin der Astronomie und schaute fasziniert in den Himmel. Sie sprach fließend deutsch, französisch, italienisch und englisch. Sie war eine emanzipierte Frau und mit ihr zogen Geist und Kultur in Spree-Athen ein. Auf ihrem Sterbebett sagte sie zu ihrer Hofdame: „Was weinen Sie? Dachten sie, ich sei unsterblich? Ich gehe jetzt meine Neugier befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibniz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts! Sophie Charlotte starb am 1. Februar 1705 im Alter von nur 36 Jahren. Nach dem Tod der ersten Preußenkönigin wurden Dorf und Schloss zu Recht nach ihr benannt. -Charlottenburg – .

Nachdem unsere Stadtbesichtigung bei recht grauem Wetter abgelaufen ist, scheint heute wieder strahlend die Sonne. Doch es ist unheimlich windig, fast schon stürmisch. Dabei ist es so böig, dass Manfred Beluga nicht an den Warteplatz vor der Schleuse bringt. Ich kann mich nicht erinnern, dass er schon einmal aufgegeben hat. Diesmal tut er es. Wir dümpeln und drehen uns einige Male um die eigene Achse, bis die Schleuse endlich öffnet. Auch hier kämpfen wir. Die Spundwände haben so große Öffnungen, dass unsere Fender verschwinden und Manfred muss ständig die Kopfschraube einsetzen um Scheuern an der Wand zu verhindern.

Als wir in Spandau am Steiger anlegen, kommt der Hafenmeister und erzählt uns, dass für den Nachmittag mit 6 – 8 Windstärken zu rechnen ist. Das wird unsere Wäsche ordentlich trockenpusten.

Natürlich besichtigen wir die Zitadelle.

Die Spandauer Zitadelle wurde 1197 erstmals erwähnt. 1557 wurde sie von Kurfürst Joachim II. zu einer starken Festung ausgebaut. Wegen des sumpfigen Untergrundes mussten tausende von Pfählen gerammt werden. Unter der Bastion König sollen 360 Schock, das sind 24.600 Pfähle, stecken. 200 italienische Arbeiter wurden eigens dafür nach Spandau geholt. Am Giebel sprang das Staatswappen der Hohenzollern, umschlungen vom blauen Band des Hosenbandordens mit der Aufschrift: Honi soit qui mal y pense.

Es zeigt in 29 Einzelfeldern die Besitztümer des Hauses. So wurde bereits am Eingang Macht und Besitz demonstriert. Ab 1806 war die Zitadelle Staatsgefängnis. Von 1874 bis 1919 barg der Juliierturm der Zitadelle den Reichskriegsschatz von 120 Millionen Goldstücken. Eine interessante Panzertür zeugt heute noch davon. Der letzte und einzige Gefangene der Zitadelle war Rudolf Hess. Er wäre im Gefängnis der Zitadelle inhaftiert gewesen und das war in der Stadt, nicht innerhalb der Festung. Es wurde angeblich sofort abgerissen, als er tot war, um keine Pilgerstätte daraus zu machen. So erzählt man es uns auf der Festung. Die Männer am Steg lachen. Die Russen bekamen eine Sondergenehmigung um durch Berlin – West – zu fahren, wenn sie mit der Wache dran waren. Und dann war die Wachmannschaft auf der Zitadelle und nicht in der Stadt. „Das Gefängnis in die Stadt, das war ja kein richt'jes Gefängnis, da kamen die Kids rein, die was ausgefressen hatten, zum Arrest, wa“. Man schweigt also auch diesen Teil unserer manchmal unrühmlichen Vergangenheit tot. Bloßes Ignorieren ist noch keine Toleranz.

Hanne und Wolfgang zerreißen sich schier um uns etwas von ihrem geliebten Ostteil der Stadt zu zeigen. Sie nehmen eine Stunde Fahrzeit von Marzahn bis Spandau in Kauf um uns abzuholen. Wir fahren durch die einstige Stalinallee, seit 1961 Karl-Marx-Allee, und wir sind sehr beeindruckt von den Prachtbauten an dieser Allee. Sehr elegante Häuserblocks, ein bisschen im Zuckerbäckerstil mit Türmen und vielen kleinen Läden im Erdgeschoss. Hier zogen damals vorzeigbare „kleine Leute“ ein, ganz im Sinne des „Arbeiter-und-Bauern-Staates“: Antifaschisten, die unter den Nazis gelitten hatten, Bauarbeiter, die eben noch diese Häuser hochgezogen hatten, aber auch Ärzte, Lehrer und Künstler. Es sollte demonstriert werden, wie man sich das so gedacht hatte mit dem „Himmel auf Erden“ für Familie Jedermann. Eine große Wohnung kostete einschließlich Heizung und warmem und kaltem Wasser 110 DDR-Mark. Jeder sollte gut wohnen und sich die Grundlagen des Lebens leisten können. Schließlich gelangen wir nach etwa neun Kilometern ostwärts nach Berlin-Marzahn, einer seit 1978 aus dem Boden gestampften Trabantenstadt, heute mit mehr als 20 Prozent Arbeitslosen. Ein riesiges Neubauviertel mit über 100.000 Einwohnern, vor allem Hochhäuser, manche davon schon zurückgebaut, aber auch

Einfamilienhäuser, beispielsweise im dazugehörigen Ortsteil Biesdorf, wo eben wieder ein neues Baugebiet ausgewiesen wurde. Dort sind sie eifrig am Buddeln. Neben den Plattenbauten wurden die Gärten der Welt angelegt. Internationale Gartenkunst aus China, Japan, dem Orient. Italien wird gerade eröffnet. Bali ist vertreten, Korea, Irrgarten, Labyrinth usw. Natürlich auch ein Märchengarten für Kinder. Es ist eine tolle Anlage. Überall stehen Stühle und Liegestühle herum und laden zum Ausruhen. Ein wirkliches Erlebnis. Natürlich lässt es sich Hanne nicht nehmen uns zu bekochen und dann fahren sie uns eine Stunde lang zurück zu Beluga. Ich dürfte nicht vergessen zu schreiben, dass es die DDR war, die Gebäude wie die auf der Museumsinsel oder um den Gendarmenmarkt wieder aufgebaut hat, gibt mir Wolfgang mit auf den Weg. Oder der Fernsehturm am Alex mit seinen Wasserspielen und Grünanlagen, worauf die Berliner so stolz sind, das hat der Osten errichtet. Dafür haben sie dann die Kriegsrueine des Berliner Stadtschloss abgerissen und ihren Palast der Republik dahin gebaut. Er wird seit Jahren abgerissen. Es scheint nicht so einfach zu sein. Er wurde für die Ewigkeit gebaut. Das Leben ist einfach nicht nur schwarz oder weiß.

Spandau ist eine richtig nette kleine Einkaufsstadt. Ein Steganlieger meckert ziemlich, weil man die Stadt ohne ihr Einverständnis eingemeindet hat. Das verwirrt mich ein bisschen. Er behauptet auch, dass alle Berliner gegen die Stilllegung von Tempelhof sind. Dabei hat sich doch der überwiegende Teil der Bevölkerung bei der Befragung gegen den Flughafen entschieden. So leicht kann mir auch ein Berliner keinen Punkt auf die Backe malen. Die Eingemeindung Spandaus war 1861.

Mutta, jib doch die zwee Blumtöppe raus, Lieschen sitzt so jerne ins Jrüne!“

Wieder erwarten wir Besuch zum Kaffeetrinken. Helga und Heinz wollen mit einem kleinen Segelboot im Konvoi mit zwei anderen Seglern die Donau bis ins Delta fahren. Sie haben im Winter schon per Mail sehr ausführliche Ratschläge von mir erhalten. Natürlich haben sie noch ein paar Fragen, die wir so gut es uns möglich ist beantworten. Für Heinz, der auf die 80 zustrebt, sicher ein sehr mutiges Unterfangen. Natürlich diskutieren wir auch mit ihnen Vergangenheit und Zukunft. Sie gehören zu denen, die eine 180°Wendung gemacht haben. Von Ost nach West.

Abends donnert von der Zitadelle ein Feuerwerk. Wir waren noch nie direkt unter einem Feuerwerk. Es ist ohrenbetäubend und einfach toll.

Als wir unseren Liegeplatz im Tegeler See einnehmen wollen, liegt ein kleines Motorboot dort. Vorne dran sitzt ein altes Ehepaar auf einem Segler. Was wir da wollen, will er wissen und ob wir überhaupt angemeldet sind und der Hafenmeister wäre auch nicht da. Außerdem würde der Platz gebraucht für die Segelboote. Uuii. Wir werfen erst mal den Anker, denn wir sind ja nicht eilig. Eigentlich müssen wir erst am Sonntag an den Steiger, weil Bernd uns zum Essen eingeladen hat und sein Freund Hannes uns abholen wird. Später gibt es am Steg einen lautstarken Disput, dann ruft der Hafenmeister, dass er uns Platz macht, wir hätten ja schließlich reserviert. Doch Manfred winkt ab. Sie sollen mal ihr Ding machen, wir kommen dann abends. Und wirklich, am späten Nachmittag winkt der Segler mit beiden Armen und ist uns sogar beim Anlegen behilflich. Wir sollen nur nicht so dicht auf sein Boot liegen, sonst käme er nicht weg. Dabei liegt er am Ende des Steigers und muss nur nach vorne wegfahren. Vor Gott sind eigentlich alle Menschen Berliner. Manfred beginnt gleich am nächsten Morgen mit den Vorbereitungen für unseren Heimaturlaub. Er verschwindet erst mal stundenlang im Maschinenraum. Beluga für eine Nacht an den Steiger zu legen oder 3 Wochen, das macht schon einen Unterschied. Die kleinen Klampen des Steigers sind nur auf den Rosten

festgeschraubt. Wenn man kräftig an der Festmacherleine zieht, hebt man den ganzen Rost aus seiner Auflage. So geht das natürlich nicht. Also müssen die Festmacher um die Dalben unter dem Steiger. Persenninge und Bimini müssen abgebaut werden, Taue versorgt, die Fender rund ums Boot drapiert, vielleicht helfen sie ja, wenn uns einer anrempelt. Auch für mich ist es eine betriebsame Zeit. Kühlschränke wollen abgetaut und gereinigt werden, die letzte Wäsche, Großputz im Bad, so Schmuddelecken hinter dem Herd, die man auch nur alle paar Wochen mal gründlich macht, weil dafür der Ofen raus muss. Es gibt wirklich viel zu tun. Auf der See da ist nix los, da ist die Arbeit riesengroß, da ist die Heuer klitzeklein, da mag der Teufel Seemann sein. Trifft auch auf Binnenwasserstrassen zu. Abends haben wir den Kopf wieder so weit über Wasser, dass Manfred zum Hafenmeister geht um schon mal unser Liegegeld los zu werden. Dann kommt er entrüstet zurück. „Die verlangen 10 € pro Tag!“ Das ist ja wohl ein starkes Stück. Ich konfrontiere ihn mit seiner Aussage eine Woche vorher. So was könne er nie gesagt haben, sie hätten schon immer 10 € verlangt. Auch als Bernd ihn zur Rede stellt, ihm sagt, dass der Preis mit seinem Präsident vereinbart war und dass er selber den Preis von 6 € bestätigt hat, wiegelt er ab. Das hätten wir alles falsch verstanden. Er könne so was nie gesagt haben. Ehrgefühl einer Bettwanze. Bernd ruft seinen Freund an, der die von ihm vereinbarte Liegegebühr bestätigen soll. Da passiert etwas Skurriles, da fällt ein gestandener Geschäfts-Mann um wie ein Mikado-Stäbchen. So genau wüsste er das heute nicht mehr. Er könne sich auch schlecht kleine Zahlen merken. Zivilcourage ist nicht jedermanns Sache. Die Zeit ist zu kurz um alles wieder in Gang zu bringen und nach Ziegenhals zu fahren um den anderen Platz anzuschauen, der uns avisiert war. Ich ärgere mich über mich selber, dass ich mir die Preise vom Hafenmeister nicht habe auf die Visitenkarte, die er mir überreicht hat, notieren lassen. Wer kann denn damit rechnen, dass jemand so dreist lügen kann. Wahrscheinlich ist das der Grund, warum wir mit unserem Geschäft nie wirklich reich geworden sind. Anstand, Zuverlässigkeit und Ehre scheinen heute keine Tugenden mehr zu sein. War es ein Vorfall dieser Art, der die Gerüchteküche schürte? Und uns jahrelang abgehalten hat in diesen Teil unseres Landes zu fahren? Wir werden es wohl nie mehr lernen, dass es Menschen gibt, die Zusagen nicht einhalten und auf deren Wort man sich nicht verlassen kann. Unsere Abreise ist zum Greifen nah und wir wissen immer noch nicht, wie wir ans andere Ende der Stadt kommen. Zehn Minuten wären es angeblich bis zu nächsten U-Bahn-Station Alt-Tegel. Wir laufen strammen Schrittes 35 Minuten. Mit U-Bahn und S-Bahn dauert es mehr als 2 Stunden bis wir den Flughafen Schönefeld erreicht haben. Das heißt wir müssen 3 Stunden einplanen. Gut, dass wir diese Fahrt gemacht haben, jetzt haben wir eine Zeitvorstellung und wissen definitiv wann wir losfahren müssen. Der Flieger wartet nicht auf uns. Natürlich hätten wir Wolfgang bitten können uns zu fahren. Das hätte er auch gemacht. Doch es war uns schon höchst peinlich, dass er das letzte Mal, als er uns abgeholt hat vier Stunden in der Gegen rumgefahren ist. Ich hätte ihm gerne einen Zuschuss zum verfahrenen Sprit angeboten. Doch das hab ich mich nicht getraut. Wäre es ihm willkommen gewesen oder wäre er entrüstet gewesen? Solche Gefälligkeiten kann man kaum wieder gut machen. Es bleibt immer irgendwie eine offene Schuld. Ist man zu Fuß unterwegs, weiß man sein Auto wieder zu schätzen. Einkaufen und alles aufs Boot zu schleppen ist ein Kraftakt. In Meyers Großem Konversations-Lexikon aus dem Jahre 1909 ist nachzulesen: *"Infolge der wohlthuenden Wirkung auf die Nerven finden wir gerade unter den Gehirnarbeitern enthusiastische Anhänger des Motorwagens."*

Es gibt auch heute noch keinen Grund, diesen Lexikoneintrag in Frage zu stellen, auch wenn er nicht nur auf Gehirnarbeiter zutrifft, sondern besonders auf Menschen wie mich, die definitiv nur zum Sofa liegen geboren sind.

Kapitel 10

Man liebt den Käse, aber man deckt ihn zu

Mit dem Sofa liegen wird es in den nächsten Wochen allerdings recht dünn aussehen.

Normalerweise spielt einem das Schicksal die Pointen nicht so billig zu. Es sei denn man heißt Bernd und hat eine Landratten-Schwiegermutter, die an unserem Abreisetag endlich ihr nagelneues Auto in Empfang nehmen kann. So verkündet er mit seinem beachtlichen Repertoire an rhetorischen Tricks und eloquentem Berlinerisch, dass wir gemeinsam die Jungfernfahrt mit dem neuen Auto nach Schönefeld zum Flugplatz machen. Gestärkt mit einem Mammut-Eisbecher winken wir den beiden nach und stehen etwas verloren vor dem Flughafengebäude. Es ist so. Mit öffentlichen Verkehrsmitteln stehen wir ein bisschen auf Kriegsfuß. Manfred fährt mit Beluga überall hin. Kein Weg ist ihm zu weit, keine Lücke zu eng, kein Ziel zu fremd. Mit Ruhe und Übersicht nimmt er es mit jeder Herausforderung auf. In Bahnhof oder Flughafen ist es mit seiner Ruhe vorbei. Hier gibt er sich ungehemmt genervt. Es ist ganz sicher eine spezielle Begabung in jeder Suppe ein Haar zu finden. Nur stammen die meisten Haare darin von den eigenen Zähnen. Es ist wirklich schwer verständlich, warum man ein kleines Wasserfläschchen nicht mit an Bord nehmen darf. Ob die wirklich glauben, dass man mit Nitroglyzerin in der Handtasche rumläuft? Zwei Stunden rumtrödeln, die Polizisten zählen, die sich im Sicherheitsbereich die Zeit vertreiben, die Bordfrau beobachten, wie sie genussvoll im duty free eine Mammutschachtel Frazermint ersteht...Suum cuique..... Die Stunden bis zum Abflug kommen ihm länger vor als die Weltgeschichte. Zug oder Bus fahren ist noch viel schwieriger. Früher, so vor hundert Jahren, als wir noch auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen waren, gab's mal an den Haltestellen einen Fahrplan. Da stand drauf, dass Bus oder Tram Nummer „wasweißich“ nach „lachmichtod“ fuhr und um wie viel Uhr. Heute stehen da ein paar Zahlen, die mir eher verschlüsselt vorkommen und nur von eingeweihten Insidern entziffert werden können. Natürlich versuche ich mit mühsam bewahrter Würde und unleserlichem Gesichtsausdruck wenigstens so zu tun als wäre dies alles völlig normal und mir selbstverständlich verständlich. Glücklicherweise guckt Manfred genauso doof. Am schlimmsten sind die Automaten. Man kann nicht mit ihnen reden, so wie früher mit dem Fahrkartenverkäufer am Schalter. Nach Mainz hat unser Kasten zwei Preise. Für 8,60 geht's über Ingelheim nach Mainz. „Guck mal unten drunten, was da steht!“ Für 7,30 geht's über Ingelheim nach Mainz.... „Na gut, dann nimm halt den höheren Preis, da sind wir immer richtig!“ Klar, dass er die billigeren Karten zieht. Er wird bestimmt kein Ehrenmitglied der himmlischen Heerscharen. Der Apparat der Berliner U-Bahn will wissen ob wir Tarifbereich A – B oder C wollen. Ähhh???? Also Fahrplan suchen. Manfred zu einer Taktik der ruhigen Hand aufzufordern ist sinnlos, es würde höchstens in eine Taktik der eingeschlafenen

Füße ausarten. „Wenn et euch jelungen ist ne Karte zu ziehn, dann seid ihr jarnüsch so doof. Icke hab jarnüsch jewusst, was ick machen musste“, grinst uns ein Berliner fröhlich an, als wir im Verein unser Leid klagen. „Und wenn ihr dann noch jemerkt habt, dat man dat Ding och entwerten muss, dann seid ihr juut!“ Warum denn verraten, dass wir am ersten Tag mit einer Karte kreuz und quer durch Berlin gefahren sind – ohne sie zu entwerten.

Haste das Glück in Berlin Bus zu fahren und nicht zu wissen wohin, dann kann es dir durchaus passieren, dass der Busfahrer fragt:“ Bin icke de Oskunft?“

Maßlose Übertreibung ist kein Argument, allerdings wird der Wert von Argumenten nicht dadurch erschüttert, dass man behauptet, derjenige, der sie gebraucht habe, schiele oder laufe mit krummen Beinen durch die Welt. Es gibt natürlich Dinge, die durchaus ungerecht sind. Da sind wir stolz, dass wir problemlos am Alex die S-Bahn S9 nach Spandau finden und was passiert? Wir sitzen im Zug, der nächste Halt müsste Hackerscher Markt sein und das Display schreibt Ostbahnhof. „Wir fahren in die falsche Richtung.....!!!!!!“ Nein, wir fahren nicht in die falsche Richtung, das Display hängt immer 2 Stationen hinter her. Mit uns Touris können sie's ja machen.

Man muss Dinge nur erzählen wie sie sind, das gibt eine treffliche Satire.

Kapitel 11

Altes Eisen im Finow-Kanal

Drei wirklich arbeitsreiche Wochen zu Hause. In der Firma war der Teufel los. Täglich von 8 bis 18 Uhr. Mein Wassersport-Redakteur wollte neue Kolumnen und den Bericht über die Elbe. Das Kinderbuch musste überarbeitet werden. Man vergisst Stress, wenn man eigentlich Herr seiner Zeit ist. Keine Bange, er holt einem schnell wieder ein. Zwei Wochen hatten wir anschließend Caro, unser Enkelkind, an Bord. Jetzt ist wieder Ruhe bei uns eingekehrt. Wir haben uns mehrere Male mit Bekannten getroffen. Tucana aus Bremen hat uns aufgespürt, neue Bootsfreunde haben wir kennengelernt. Jetzt richten wir unseren Bug Richtung Oder.

Der Oder-Havel-Kanal hat außer uraltem Baumbestand und grünen Ufern keine besonderen Highlights, also biegen wir ab in den Finow-Kanal. Er ist der älteste Kanal Deutschlands. Noch vor 150 Jahren war er die wichtigste deutsche Binnenwasserstrasse. Das Tal der Finow zwischen Havel und Oder entwickelte sich zum frühesten gewerblichen Standort der Mark Brandenburg, dem „Märkischen Wuppertal“. Verfallene Fabriken zeugen von einstiger Blüte. Erst 1972 kam der Berufsschiffverkehr auf dem Finow-Kanal endgültig zum Erliegen.

Zunächst fahren wir am Abzweig des Kanals vorbei. In Manfreds Karte ist der Abzweig hinter der Brücke eingezeichnet. Kein Schild weist uns den Weg. Wollen sie vielleicht gar keine Gäste in ihrem Kanal? Doch die erste Schleuse ist schon offen für uns, als wir eintreffen. „Ick hab schon uf Euch jewartet“, lacht uns die freundliche Schleusenwärterin an. Zwei Schleusen nehmen wir, dann suchen wir in Marienwerder die Marina. Wir finden einen kleinen Bootsverleih an dessen Steg vielleicht noch ein Ruderboot passen würde. Kurzerhand legen wir uns auf den

Steiger des Fahrgastschiffes. Immer in der Hoffnung, dass es am Nachmittag nicht mehr kommt. Die Schleuserei macht uns auch weiterhin keine Schwierigkeiten es geht abwärts und das sehr, sehr langsam. Ein Segler und ein kleines Motorboot schleusen mit uns. Hinter einer Kurve stehen ein Baggerschiff und eine Schute mit Schubboot im Kanal. Als der kleine Schuber sich anschickt nach hinten wegzuziehen, damit wir vorbeikommen, ruft Manfred über Funk, dass wir schon vorbeikommen werden, er solle nur stehen bleiben. Der Schiffsmann legt Ruder und drückt sein Heck gegen das Baggerschiff. Der Sog drückt Beluga noch tiefer unter die überhängenden Äste der Bäume. Es rieselt nur so auf uns herab. Blätter, grüne und braune, kleine Zweige, regelrechte Büsche, sonstiger Dreck. Jetzt ratet mal, wer den Dreck anschließend wieder wegmachen darf????????????????

„Pass auf, dass du mir nicht die Lenzlöcher verstopfst!“

„Ja, Herr Kapitän!“

Wie war das mit dem Admiral?

Anscheinend nur, wenn es dem Herrn Kapitän gerade mal in den Kram passt, sonst Moses.

Stolz steht in den Törnführern, dass im Unter- und Oberwasser der Schleusen Schwimmstege als Warteplätze für die Boote sind. Stimmt! Sie sind aber so winzig, dass wir kaum eine Chance haben. Scheinbar rechnet man hier nur mit den Heeren von Paddelbooten, denen wir auf Schritt und Tritt begegnen. Es herrscht für hiesige Verhältnisse viel Verkehr. Wir schleusen mit 3 Booten zu Tal und tatsächlich haben wir vor einer Schleuse Aufenthalt, weil uns ein großes Motorboot und ein Ausflugsschiff entgegen kommen. Der Mini-Steiger ist natürlich von unseren Mitfahrern belegt. Wir dümpeln im Kanal bis Manfred einen Baumstumpf im Wasser entdeckt, an den er Belugas Heck hängt. Der Wind drückt den Bug ans schilfige Ufer. Direkt über uns ist eine Laubensiedlung. Es dauert nicht lange, bis der erste Laubenpieper am Zaun steht und wissen will was wir so treiben. Mit dem Boot rumfahren, das wäre nix für ihn, erklärt er. Alle würden ja sagen, dass sie es hier landschaftlich sehr schön hätte, aber es wäre natürlich auch ziemlich ruhig. Früher, ja, da war im Kanal schon mehr los. Kaum ist er weg kommt seine bessere Hälfte. Der Herr des Hauses hat heute Geburtstag erzählt sie uns. Er wird 70. Sie macht ein Fest, aber das weiß er nicht. Seine Schwester kommt und der Schwager. Die andere Schwester ist im Krankenhaus, die kann nicht. Ja, ja, sie haben's wirklich schön mit ihrem Häuschen. Sie wollen es auch genießen so lange es noch geht. Sie sind ja nicht mehr die Jüngsten. Drei Operationen hat sie schon und die Wirbelsäule will auch nicht mehr so recht. Wir sollen nicht glauben, dass sie nur in der Laube sitzen. Sie fahren auch rum, dahin und dorthin..... Dann muss sie sich sputen. Nicht ohne mir vorher ihre Familie aus 10 kleinen Enten vorzustellen, die friedlich auf dem Ufer grasen. Aber manchmal kommen auch die Schwäne.

Tschüß, ich winke wie verrückt. Endlich geht die Schleuse auf.

In Eberswalde ist erstmals ein halbwegs ordentlicher Anleger am Finowkanal-Park. Ein Park war hier vielleicht mal, heute ist es auch ein Park, aber ein PARKplatz. Ein Schlaumeier hat dicke Berufsschiffdalben vor die Kaimauer gestellt. Anlegen für kleine Boote ist da ein Problem, sie können sich kaum festbinden, hängen mehr in der Luft. Egal! Hier bleiben wir einen Tag. Eine richtige Altstadt gibt es auch hier nicht. Als die Russen 1945 vor den Toren Eberswaldes standen, haben die abziehenden Deutschen über der Stadt ihre Bomben abgeladen. Die Innenstadt war zu 35 % platt. Die zerstörten Flächen wurden begrünt und erst nach der Wende gab es ein Sanierungsgebiet Stadtzentrum. Natürlich dominieren heute moderne Glas- und Beton-Paläste. Wer's mag... Glücklicherweise gibt es noch einige alte, sehr hübsche Herrenhäuser, die auch restauriert wurden. Wunderschön die Adler-

Apotheke mit Museum und Touristeninfo. Ein Kleinod die Maria-Magdalena-Kirche. Nach der Wende von außen restauriert, erstrahlt sie in Neugotischen Backstein. Von innen wurde sie bereits in den 70er Jahren in Eigenleistung der Gemeindemitglieder renoviert. Seit der Lutherzeit ist sie evangelisch. Interessante Terrakotten schmücken Portale und Säulen. Eine davon zeigt die Judensau, die gerade einen Rabbi küsst. Luther hatte in seinen späten Jahren ein sehr gespaltenes Verhältnis zu den Juden, die seinen Herrn Jesus gekreuzigt hatten. Eine erstaunliche Einstellung dieses reformierten Mannes in einem Land, das für seine Toleranz und Fremdenfreundlichkeit berühmt war. Seit seinem Beginn war Preußen ein aus der Vernunft geborener Staat. Seine grenzenlose Fremdenfreundlichkeit beruhte nicht auf Menschenfreundlichkeit, sondern auf purem Realismus. Toleranz andersartigen und anderssprachigen Menschen gegenüber ist – damals wie heute – eher eine Seltenheit. In Preußen war sie die Regel. Friedrich Wilhelm I. hatte sie von seinem Großvater, dem Großen Kurfürsten, übernommen. Er holte 20.000 Salzburger Potestanten nach Ostpreußen. Es kamen Waldenser, Katholiken, Mennoniten, Hugenotten, Calvinisten, Presbyterianer und Juden. Manche handhabten ihren Glauben sehr viel enger und intoleranter als die Preußen. Alle Menschen sind gleich ist in Preußen längst selbstverständlich gewesen. Anfang des 18.Jh. sprach jeder dritte Berliner nicht Deutsch sondern Französisch. Die Armee, in Preußen beheimatet, nicht irgendwo sonst, beschützte diese Fluchtburg für alle religiös Bedrängten. Ohne diese Politik hätte man den Oderbruch nicht urbar machen können. Doch vom Oderbruch erzähle ich später.

In der Kirche treffen wir ein Berliner Ehepaar, das sich die Geschichten des freundlichen Führers genauso interessiert anhört, wie wir. Plaudernd bummeln wir durch die Stadt, die keinen von uns so richtig vom Hocker hauen kann. Nachmittags schüttet es wie aus Kübeln. Zeit für den dringend benötigten Mittagsschlaf, nachdem wir uns im Restaurant oberhalb des Anlegers die Bäuche vollgeschlagen haben. Ein Berliner Motorboot hat währenddessen hinter uns angelegt. Abends spinnen wir mit Beate und Daniel mehrere Spulen Seemannsgarn. Leeren einige Flaschen unter zeitweiser Begleitung von Daniels Schifferklavier und als wir beim Schnaps angelangt sind, empfehlen wir unserer Leber doch einfach an ihren Aufgaben zu wachsen.

Wo man singet, lass' Dich ruhig nieder,

Ohne Furcht, was man im Lande glaubt;

Wo man singet, wird kein Mensch beraubt:

Bösewichter haben keine Lieder.

(Johann Gottfried Seume)

Da wäre ich mir mal nicht so sicher. Daniel erzählt, dass sie letzte Nacht im Messinghafen festgemacht hatten und er vor einer Bande grölender Jugendlicher dort ziemlich gefrustet war. Lange hat er im Cockpit gesessen und Wache gehalten. Es war ihm nicht geheuer. Als wir am Morgen in die Stadt gingen, brüllten sich zwei Fahrradfahrer zu: "Los Mann, da fahren wir ein paar um!" Gemeint war ein Schwarm Jugendlicher, die freudig und lautstark ihren Schulabschluss feierten. Nach dem Frühstück sind wir unschlüssig, ob wir uns Kloster Chorin oder den Zoo anschauen sollen. Chorin ist ein bedeutendes Baudenkmal der gotischen Backsteinarchitektur des Mittelalters. Die Bilder der Anlage sind sehr imposant.

Theodor Fontane beschreibt es in seiner „Wanderung durch die Mark Brandenburg“ so:

..... Leider geht dieser baulich schönen Ruine, wie gesagt, das eigentlich Malerische ab. Ruinen, wenn sie nicht bloß, als nähme man ein Inventarium auf, nach Pfeiler- und Fensterzahl beschrieben werden sollen, müssen zugleich ein landschafts- oder auch ein Genrebild sein. In einem oder im anderen, am besten in der Zusammenwirkung beider, wurzelt ihre Poesie. Chorin hat wenig oder nichts von dem allen; es gibt sich fast ausschließlich als Architekturbild. Alles fehlt, selbst das eigentlich Ruinenhafte der Erscheinung, so dass, von gewisser Entfernung her gesehen, das Ganze nicht anders wirkt wie jede andere gotische Kirche, die sich auf irgendeinem Marktplatz irgendeiner mittelalterlichen Stadt erhebt. Nur fehlt leider der Marktplatz und die Stadt. Und treten wir nun in die öden und doch wiederum nicht malerisch zerfallenden Innenräume ein, so fehlt uns eines mehr als alles andere. Wer immer unser Führer sein mag, und wäre er der beste, wir vermissen die stille Führerschaft von Sage und Geschichte. Alles lässt uns im Stich, wir schreiten auf dem harten Schuttboden hin wie auf einer Tenne, über die der Wind fegt. Alles leer.

Kloster Chorin ist keine jener lieblichen Ruinen, darin sich's träumt wie auf einem Frühlingskirchhof, wenn die Gräber in Blumen stehen: es gestattet kein Verweilen in ihm, und es wirkt am besten, wenn man es wie ein Schattenbild flüchtig an uns vorüberzieht. Wer hier in der Dämmerstunde des Weges kommt und plötzlich zwischen den Pappeln hindurch diesen still einsamen Prachtbau halb märchenhaft, halb gespenstisch auftauchen sieht, dem ist das Beste zuteil geworden, das diese Trümmer, die kaum Trümmer sind, bieten können. Die Poesie dieser Stätte ist dann ein Traum, wie ein romantisches Bild an ihm vorüberegezogen, und die sang- und klanglose Öde des Innern hat nicht Zeit gehabt, den Zauber wieder zu zerstören, den die flüchtige Begegnung schuf.

Ob Fonty mit dieser seiner Beurteilung so richtig lag? Alte Bauten sind niemals leer. Sie sind voller Leben, erfüllt vom Nachhall der Stimmen, die über die Jahre in die Wände eingedrungen sind.

Im Ort Chorin trug sich vor langer Zeit diese Geschichte zu:

Der Alte Fritz hatte einen Trümmelmann (Trommler), den er sehr hochschätzte, denn solange dieser die Trommel rührte, war es eine Lust für ihn im Feld zu stehen. Zuletzt freilich nützten dem König auch seine Siege nichts mehr, denn das Geld ging ihm aus. Er trug schon löcherige Stiefel, in die das Wasser hineinlief, und stieg deshalb lieber nicht mehr vom Pferde.

Eines Tages ließ der König den Trümmelmann zu sich rufen und sprach zu ihm: "Trümmelmann, du musst mir einige Scheffel Gold herschaffen, kieke mal, wo du die herkriegst!" Der Trümmelmann machte ein trauriges Gesicht, dann aber fiel ihm ein, dass man dem alten Amtmann von Chorin, einem argen Geizhals und Zauderer, der weder Frau noch Kinder hatte, nachsagte, er habe ungezählte Fässer Goldes in heimlichen Kellern lagern. Trümmelmann machte sich also auf den Weg. Als er in Chorin anlangte, sah er die Arbeitsleute des Alten sich keuchend bei der Ernte abmühen, denn dem hartherzigen Amtmann ging nichts schnell genug. Trümmelmann stellte sich hin und begann seine Trommel zu schlagen. Gleich bei den ersten Wirbeln belebten sich die Mienen und die Glieder der Arbeiter, und bald lief die Arbeit dahin, als regten sich hundert unsichtbare Hände. Ein solcher Schwung gefiel dem habgierigen Amtmann natürlich, und er überlegte, wie er die wunderbare Trommel an sich bringen könne. Bei Nacht schlief der Trümmelmann nach schlechtem Abendessen in der Bräustube. An diese stieß eine kleine Kammer, die

durch einen schmalen offenen Spalt mit seinem Schlafraum in Verbindung stand. Der Amtmann hatte ihm streng verboten, hier einzutreten. Gegen Mitternacht erwachte der Trümmelmann von dem Geräusch schlurfender Schritte in dieser Kammer. Dann hörte er eine schwere Tür gehen, und dumpfe Kellerluft drang bis zu ihm herein. Nach einiger Zeit schien sich die schwere Tür wieder zu schließen, und die Schritte entfernten sich. „Ha“, dachte Trümmelmann, „das muss ich untersuchen!“ Leise betrat er die Kammer, schlug mit seinem Zunder Licht und trommelte sachte mit den Trommelstöcken die Wände entlang. Auf einmal wich ein Teil der Wand zurück, und eine steile Treppe zeigte sich, die in einen Keller hinunterführte, wo mehrere Reihen von Fässern übereinander standen. Hier also war der Schatz! Der Trümmelmann stieg vorsichtig die Stufen hinab und versuchte, eines der Fässer zu bewegen; aber er war es nicht imstande, denn so groß war sein Gewicht. Am nächsten Morgen geschah alles wie Tags zuvor. Der Amtmann benahm sich noch ungeduldiger, und Trümmelmann musste trommeln, bis ihm die Hände erlahmten. Endlich, schon wurde es finster und der stieg Vollmond herauf, war die Arbeit getan. Die letzte Fuhre, ein Fuder Erbsen, war in die Scheuer gebracht. Der geizige Amtmann aber kümmerte sich nicht mehr um seinen treuen Helfer und bot ihm nicht einmal ein Abendbrot. Da las Trümmelmann mit knurrendem Magen voll Ärger die Erbsen auf, die beim Einfahren der letzten Fuhre zur Erde gefallen waren, um sich daraus selbst eine Mahlzeit zu bereiten. Als er aber die Bräustube betrat, wo er die vorige Nacht geschlafen hatte, schoss ihm ein Gedanke durch den Kopf. Rasch eilte er in die Nebenkammer, ließ die Wand zurückweichen und streute auf der Treppe, die zum Keller führte, vorsichtig einen Teil der Erbsen aus. Dann kochte er sich die übrigen und legte sich zur Ruhe nieder. Alles geschah wie in der vorigen Nacht. Aber auf die schlurfenden Schritte und das Ächzen der Tür folgte diesmal ein dumpfer Fall. Dann war alles still. Als Trümmelmann Nachschau hielt, fand er den Alten tot am Fuß der Treppe liegen. Nun war der König Erbe des einsamen, kinderlosen Geizhalses. Trümmelmann wollte gleich in aller Früh fort, um es dem König zu melden. Doch gerade als er seine Kammer verließ, hörte er Pferdegetrappel, und bald stand der Alte Fritz mit wenigen Getreuen selbst vor ihm und rief: "Trümmelmann, es steht schlecht, vielleicht kannst du noch helfen, her mit dem Geld und deiner Trommel!" Da berichtete Trümmelmann, was er erlebt hatte. Neun volle Wagen Gold konnte der König aus dem Keller wegschaffen lassen, und nun nahm der Krieg bald eine bessere Wendung und fand schließlich sein Ende. Der Alte Fritz kannte nunmehr keine Geldsorgen.

Trotzdem kein Ausflug nach Chorin. Auch keinen in den Zoo. Der viel gepriesene Berliner Zoo hat uns schon ein bisschen enttäuscht, als wir mit Caro dort waren. Wenn wir die Flyer studieren, die wir bei der Info bekommen haben, die in goldenen Worten das goldene Zeitalter der Industriedenkmäler heraufbeschwören, dann aber die Tatsachen der verfallenden Bauten anschauen, ist vielleicht auch die schönmalerische Darstellung dieses Zoos nur ein Märchen. Wir entscheiden uns für einen Besuch des Museums in der Adler-Apotheke. Hat sich gelohnt. Im Dachboden ist ein Replika eines Goldschatzes, den man vor langer Zeit beim Buddeln im Messingwerk entdeckte. Die Russen haben ihn nach dem Krieg konfisziert und bis heute nicht mehr rausgerückt. Im Hüttenamt des besagten Messingwerkes verbrachte ein gewisser Felix Rosenblüth seine Kindheit. Er war deutscher Offizier im 1. Weltkrieg und erlangte nach seiner Namensänderung in Pinchas Rosen von 1948 bis 1961 als 1. Justizminister Israels eine gewisse Berühmtheit.

Die Welt ist klein.

Nachmittags hat uns Tucana wieder eingeholt. Mit Lore und Peter machen wir das „Lido Latino“ noch mal unsicher.

Kapitel 12

Oder! Oder was?

Das Bootfahrerlos ist hart. Es regnet, als wir Eberswalde verlassen. Der Schleusenwärter steht schon bereit und winkt, dann zieht er an langen Stangen die Schleusentore auf. Schön nostalgisch wie in Frankreich. Abends hatte uns Fredy, der Schweizer, angerufen um sich irgendwo mit uns zu treffen. Wir verabredeten uns in Oderberg. Dass wir Aquata in diesem Jahr irgendwo treffen würden, haben wir schon nicht mehr geglaubt. Sie waren auf ihrem Weg von Mühlhausen nach Fürstenberg immer einige Wochen hinter uns. Jetzt kamen sie nach Oranienburg um ihre Kinder in die S-Bahn nach Berlin zu setzen, so dass wir gerade mal eine knappe Tagesreise von einander entfernt waren. Wir legen schon um halb eins in Oderberg im Hafen an. Als ständig Kreuzfahrer – was die hier wohl wollen? – und polnische Berufsschiffe an uns vorbei Richtung Hebewerk ziehen, ist uns klar, dass wir noch lange nicht mit Fredy und Maja rechnen können. Als wir abends gemütlich bei einer Pflirsichbowle, wer kennt nicht meine berühmten Bowlen, in unserem Ruderhaus sitzen, stecken zwei Österreicher die Köpfe herein. Ob wir die Beluga wären, die im Schwarzen Meer waren? Die Welt ist wirklich klein! Sie sind Bekannte unserer Bootsfreunde Hera, die mit uns die Donau-Tour gemacht hatten.

Wir sind jetzt an der Oder.

Ich gestehe, dass ich als Nachkriegskind von dieser Gegend noch viel weniger weiß als von Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg und dem Rest der ehemaligen DDR.

Die Oder, polnisch und tschechisch heißt sie Odra, entspringt östlich von Olmütz im Mährischen Gesenk in der Tschechischen Republik und fließt in einem weiten Wiesental in nordöstlicher Richtung nach Polen. Dort nimmt sie Kurs nach Nordwesten und durchquert u. a. Oppeln und Breslau. Diese (ehemaligen) Namen zeugen von der einstmaligen deutschen Vergangenheit des Gebietes Ober- und Niederschlesien. Ab Koźle, deutsch Cosel, in Polen ist sie schiffbar. Dort schließt der Gleiwitzer Kanal an, der als Anfang des Donau-Oder-Kanals gedacht war. Das wäre eine tolle Rundreise durch Europa für uns geworden, doch leider wurde er nie gebaut. Nach der Einmündung der Lausitzer Neiße fließt die Oder nach Norden. Sie bildet nördlich von Frankfurt/Oder bis Oderberg das Oderbruch. Das Oderbruch ist ein Binnendelta der Oder, ziemlich einzigartig in Europa. Bruch kommt von dem mittelhochdeutschen „brouch“ Sumpf, Moor. Angeblich hat sich Friedrich II. im Oderbruch die Malaria geholt, bevor er mit Trockenlegung und der planmäßigen Besiedlung 1753 begann. Sie begann mit neu angelegten Straßendörfern. Als erster angelegter Ort im Zuge der Besiedlung gilt Neulietzegörick, heute ein Ortsteil der Gemeinde Neulewin und als Dorfanlage unter Denkmalschutz gestellt. Viele Orte, die im Zusammenhang mit der Besiedlung entstanden, erkennt man am Namen. Er beginnt mit "Neu...". Die neuen Siedler wurden gezielt außerhalb von Preußen mit Vergünstigungen angeworben und kamen zum größten Teil aus Hessen-Darmstadt, Mecklenburg, Pfalz-Zweibrücken, Sachsen und Württemberg, aber auch aus Niederösterreich und aus dem Schweizer Kanton Neuenburg. An französischsprachige Siedler erinnern heute noch die Ortsnamen Beauregard, Croustillier und Vevais. Westlich des Flusses befindet sich seit Mitte des 18. Jahrhunderts ein Flusspolder, während sich auf den 17 % der Fläche am Ostufer in Polen das ursprüngliche Feuchtgebiet erhalten hat. Nach der Stromregulierung von 1905-30 mündet die Ostoder in den Dammschen See, der gemeinsam mit der Westoder als Papenwasser ins Stettiner Haff, einer Bucht der Ostsee mündet. Da

das Stettiner Haff eine Meeresbucht ist, sind dessen drei Verbindungsarme zum offenen Meer Meeresarme. Sie befördern zwar als Mündungsarme der Oder überwiegend Oderwasser nach Norden, haben aber auch einen nennenswerten Einstrom von Seewasser ins Haff, besonders bei starkem Nordwind.

Zwischen Hohensaaten und Friedrichsthal wurde nach zwanzigjähriger Bauzeit ein Kanal in Betrieb genommen, der als Hohensaaten-Friedrichsthaler-Wasserstraße am westlichen Rand des bis zu 3 km breiten unteren Odertals parallel zur Oder verläuft. Die Anrainer sprechen bei der Wasserstraße von jeher nur vom „Kanal“. Er liegt fast in seiner gesamten Länge etwas tiefer als die Oder. Das verwehrt dem Wasserwanderer vom Boot aus leider einen Blick auf diese, zumal ein riesiger Deich ein regelrechtes Bollwerk zum Fluss hin bildet. Die Hohensaaten-Friedrichsthaler-Wasserstraße, die auch den Ablauf der Alten Oder verbessert, ist nach Osten, zur Oder hin, vollständig, nach Westen zu großen Teilen eingedeicht. Zwischen Kanal und Oder befinden sich Polder, eine in Mitteleuropa einzigartige Landschaft, die, nach holländischem Vorbild, im Spätherbst und Winter geflutet werden. 90 % dieses Gebietes gehören zum Nationalpark Unteres Odertal.

Die Oder ist auf 717 km schiffbar. Durch Kanäle ist sie mit Spree, Havel und Elbe im Osten von Deutschland verbunden.

Vor dem 2. Weltkrieg lag die Oder auf deutschem Gebiet. Nach der Niederlage Deutschlands 1945 wurde eine provisorische deutsch-polnische Grenze an Oder und Neiße gezogen, die von der DDR und Polen 1950 zu ihrer offiziellen Staatsgrenze erklärt wurde. Die westdeutsche Regierung erkannte die neue Grenze und den damit verbundenen Gebietsverlust von 103 600 Quadratkilometern 1970 an. Für Gesamtdeutschland wurde diese Vereinbarung 1990 besiegelt.

Ich bin selber erstaunt, dass es so viel von der Oder zu erzählen gibt.

Am Nachmittag trudeln auch Lore und Peter mit der Tucana ein, so steht einem gemütlichen Hock am Abend nichts mehr im Weg. Als wir uns gerade so richtig eintrinken, schneit die Crew der Forelle aus Wiesbaden herein. Die Welt..... ich sagte es schon. Es ist immer wieder erstaunlich, dass Latein eine Sprache ist, die von jedem problemlos verstanden wird. Zumindest Seglerlatein, Anglerlatein, Jägerlatein und Bootfahrerlatein. Irgendwann stellt Manfred fest, dass die Holzwürmer in unserer Decke in ernster Gefahr und vom Absturz bedroht sind. Das schlägt bei Peter einen direkten Bogen zu seinem ständig schmerzenden Knie. Was sofort Manfreds doktorale Hilfsbereitschaft auf den Plan ruft. Das Beste was Österreich je hervorgebracht hat, ist nämlich Traumasalbe. Nur harte Männer halten sie aus. Wenn Peters Knie nach dem Einreiben nicht abfällt, ist er ein wahrer Mann und kann mit auf Kapernfahrt fahren, denn einen Bart hat er schon. Ein wenig bange ich um meine Polster, die eine Einreibung mit Traumasalbe ganz sicher übelnehmen würden. Während Peter vor Begeisterung Manfreds Oberarm bearbeitet wie Schubeck seine Schnitzel, muss ich leider feststellen, dass das Gelenk, von dem er behauptet, dass es seine Kniekehle sei, definitiv nicht die Stelle ist, die gerade von Traumasalbe umhüllt wurde. Was dann Frau Kapitänin Lorchen – sie hält nichts davon ihre Befehlsgewalt an Bord durch militärische Titel und höhere Dienstgrade unnötig hervorzuheben, es reicht doch wirklich, wenn ihr Steuermann sie dahin bringt, wohin sie möchte- veranlasst, ihren Peter an die fortgeschrittene Stunde zu erinnern. Das volle Rotweinglas hindert ihn jedoch an einem, dem gewünschten, schnellen Aufbruch. Bevor er einen Schluck nehmen kann, hat er noch einige wichtige Dinge klar zu stellen, z.B. wer die Befehlsgewalt an Bord hat und was man mit Traumasalbe noch alles einreiben könnte, da sie gerade eine ungeheure Wärme entwickelt, also besser als jede Art von Bettflasche wäre. Ich bin davon überzeugt, dass Maja und Freddy nicht aus dem Staunen herauskommen. Wer kann sich auch

vorstellen, wie lustig und aufgekratzt Bremer Nordlichter, allgemein als sture Fischköpfe denunziert, eigentlich sein können. Gott schütze uns vor Sturm und Wind und Bremer (guter Spruch, passt auf jeden Landsmann), die in Preußen sind. Wangen-Bauch- und Backenmuskeln machen sich lange bemerkbar. Sitzen und lachen scheinen besser zu sein als Sport.

Im Laufe des Tages hat sich der Hafen mehr als gefüllt. Berlin und die Mark haben Ferien, alle Segler sind unterwegs Richtung Ostsee. In mehreren Päckchen verbringen sie die Nacht im Hafen. Die vorbeiziehenden Sportboote sind nicht zu zählen. Behindert durch Hebewerk und Schleuse Hohensaaten kommen sie jeweils im Pulk vorbei. Morgens gibt es ein regelrechtes Gedränge, als alle fast zur gleichen Zeit den symbolischen Anker lichten. Gut, dass nicht jeder in die gleiche Richtung fährt. Wir schleusen mit einem polnischen Koppelverband und weiteren 4 Sportbooten ohne Probleme und glücklicherweise auch ohne ellenlange Wartezeit. Ich bin sehr gespannt auf das Gebiet direkt neben Polen, die Grenze zwischen Sozialismus und Kommunismus. Wir kommen an einigen netten Dörfern vorbei. Alte Häuser kurz vor dem Verfall, einige renoviert, aber auch viele neue, sehr schöne Einfamilienhäuser. Jedes Dorf hat einen selbstgestrickten Anleger für Gäste. Das ist in seiner Bescheidenheit sehr sympathisch. Etwas schwimmt vor uns im Wasser. Als Manfred ausweicht, sehe ich, dass es ein kleines Floß ist, selbst gebastelt aus Zweigen, mit einem Segel. Jede Menge davon liegen im Schilf. Eines angle ich. Es ist tatsächlich ein Floß. 6.-Brandenburger-Junior-Camp steht auf dem Segel. Leider kamen die Floße wohl nicht sehr weit. Es ist so was Ähnliches wie die Flaschenpost, die wir für Caro haben schwimmen lassen. Ich werde auf jeden Fall darauf reagieren, wenn wir wieder zu Hause sind. Wir fahren durch Wald, Äcker und Weiden. Die Überreste einer Burg auf einer Anhöhe. Der „Olle Grützpot“ in Stolpe ist der dickste mittelalterliche Turm Deutschlands. Geschickt platziert. Er überblickt den Kanal in jeder Richtung. Rechts von uns ist der Deich auf mehrere Kilometer erneuert worden. Bei einigen Stücken sind sie noch am Arbeiten. Wahrscheinlich wurde der Damm beim Jahrhunderthochwasser 1997 weggeschwemmt, denken wir. Doch so ist es nicht. Der Deich hielt und das Wasser stand 10 cm vor der Krone. Deshalb wird er jetzt überall um einen Meter erhöht. Kurz vor Schwedt verrotten 100e Ballen Heu auf einer Weide. Obwohl Kanal, sind die Ränder stark verkrautet. Manchmal reichen die Wasserpflanzen bis an die Fahrrinne. Vor uns fährt der Schubverband nicht viel schneller als Schrittempo. Er braucht den kompletten Kanal. Manchmal hat er Schwierigkeiten beim Manövrieren, dann knallt er seinen Leichter in die Uferböschung. Beim Rückwärtsfahren steht er jedes Mal quer im Kanal. Schwedt hatte mal 56.000 Einwohner, erzählt uns der Hafenmeister. Heute sind es noch 30.000. 2 Papierfabriken und ein Chemiewerk halten es mehr schlecht als recht am Leben. 24 % Arbeitslose! Früher bauten sie Tabak an. Ihre großen Blätter wurden sogar nach Brasilien exportiert, als Deckblätter für die berühmten Zigarren. Probleme gibt es manchmal mit den Mücken aus dem Polder. Die Grünen wollen alles renaturieren. Deshalb wird heute der Polder nicht mehr ordentlich ausgepumpt. Es lässt sich kaum noch feststellen wo die Entwässerungsgräben sind, weil alles zuwuchert. In dem Sumpfgebiet entwickeln sich dann kleine schwarze Mücken, die beißen. Wir haben die Plagegeister mal in der Camargue erlebt. Eklig. Ekliges als Stecher. Über die Schwedter Querfahrt, könnte man jetzt in die Oder fahren. Auf dem Fluss unterliegt man keiner Geschwindigkeitsbegrenzung und die Strömung hilft Spritsparen, aber.... Wir entscheiden uns weiterhin auf dem Kanal zu fahren. Das Risiko bei Talfahrt irgendwo aufzulaufen ist uns zu groß. Noch fahren wir im Kanal, doch er macht jetzt schon viel mehr den Eindruck einer natürlichen Wasserstrasse. Unspektakulär verbindet sich der Kanal mit der

Westoder. Wir fahren durch Natur pur. Urwald im positiven Sinn, malerische Schilffelder, Seerosen, Hügel im Hintergrund, Einsamkeit. Das Naturschutzgebiet „Unteres Odertal“.

Stettin kündigt sich schon von weitem an mit Industrie und Hafenanlagen. Das Fahrwasser wird schmaler, der Verkehr nimmt erheblich zu.

Wir haben Polens Tor zur Welt erricht.

Rechts von uns ist eine Werft an der anderen. Zu unserer Linken die Stadt, mit einigen prächtigen Gebäuden. Die in zahlreiche Flussarme geteilte Oder mit genauso vielen Flussinseln fließt durch das Stadtgebiet. An ihrem Ufer zieht sich durch die ganze Stadt ein Boulewart. „Die Brücke ist sehr niedrig“, ruft Manfred plötzlich. In der Karte steht 4,50 m doch das stimmt nicht. An der Brücke ist ein Schild 3,72 m. Schnell müssen wir unseren Mast legen. Rückwärtsgang rein und anhalten. Hinter uns noch 2 Sportboote, vor uns ein Frachter, der sich gerade unter der Eisenbahnbrücke durchschiebt. Die nächste Brücke ist noch flacher. 3,40 m steht dran. O weh, das langt uns eigentlich überhaupt nicht. Wir sind mindestens 3,50 m, eher mit dem Bimini noch ein bisschen höher.

„Geh nach vorne und guck obs reicht!“, befiehlt Manfred. Ich hasse diese Spielchen. Man sieht erst ob die Höhe wirklich reicht, wenn das Verdeck schon ansteht. Es reicht. Wir haben noch ca. 20 cm Platz nach oben. Manfred beäugt die Anleger am Bollwerk sehr skeptisch. Hier wird er Beluga keinen Moment alleine lassen. Ich sehe uns schon in einem der Jachthäfen an der Ostoder, als vor uns, unterhalb der Hakenterrasse der Hafen von Stettin auftaucht. Ein Engländer und zwei Segler liegen hinter zwei Berufsschiffen. Der Anleger ist auch in der Karte eingezeichnet. Der Engländer winkt sofort, dass er ein Stückchen nach vorne zieht, damit wir hinter ihm Platz haben. Als ich mich herzlich bedanke, nickt er freundlich, sie wissen ja selber, wie difficult es ist einen Platz hier zu bekommen.

450.000 Einwohner hat die ehemalige deutsche Hansestadt heute. 60 % waren nach dem 2. Weltkrieg zerstört. Bei den Arbeiterunruhen zwischen 1970 und 80 wurde neben Danzig auch Stettin zur Keimzelle der Gewerkschaftsbewegung Solidarność. Wer noch ein letzte Quäntchen Deutsch in Stettin sucht, der wird enttäuscht sein. Hier gibt es nicht, wie zum Beispiel in Straßburg, deutsche und polnische Straßennamen. Sogar die Gedenkschilder an den Hafentoren sind heute polnisch. Nur in der Kirche, da sind noch einige uralte, kaum leserliche Grabtafeln mit deutscher Beschriftung. Eine homogene Stadt, mit einem Stadtkern ist Stettin heute nicht mehr. Viele Flächen wurden nach der Zerstörung des Krieges einfach begrünt. Ein bisschen Unkraut jäten, kehren und rechen wäre, wie in allen Hafenstädten, kein Fehler. Es gibt in Pommern Leute, die fest behaupten, die Cholera sei im Jahre 1831 von den Franzosen absichtlich ins Land gebracht worden sein. So wollten sie es entvölkern, um es wieder gewinnen zu können. Um sein Vorhaben auszuführen, soll sich ein Franzose auf allerlei Wegen und unter allerlei Gestalten herbeigestohlen haben. Von Stettin erzählt man die Geschichte so:

Eines Tages kam durch das Berliner Thor ein Mann in die Stadt hinein, der eine große Kiste auf dem Rücken trug. Der Mann sah sich ängstlich nach allen Seiten um und versuchte unbemerkt an der Schildwache vorbeizukommen. Die Schildwache bemerkte ihn aber, und er wurde festgehalten und in die Wache gebracht. Dort wurde ihm befohlen, seine Kiste zu öffnen. Er weigerte sich anfangs zwar, musste aber zuletzt doch Folge leisten. Da fand man in der großen Kiste eine andere kleinere. In dieser fand man wieder eine, und das ging eine ganze Zeit lang so fort, so dass man immer auf eine kleinere Kiste kam. Als man aber endlich die kleinste öffnete, da fand man darin ein ganz kleines, kleines Männchen, das war der Franzose, der die Cholera in die Stadt bringen wollte.

Vielleicht haben die Polen den Franzosen ihre gemeinsame Niederlage im Russlandfeldzug immer noch nicht verziehen. Bonaparte konnte ein Fixstern werden und ist eine Sternschnuppe geworden.

Endlich ist auch der Leierkasten eingetroffen. Die Krisenzentrale Berlin konnte bis auf weiteres geschlossen werden. Erst wurde ihr Viertel wegen eines Bombenfundes evakuiert. Dann wurde ihr Wohnblock wegen starkem Brandgeruch geräumt. Dann wurde Leonie krank. Doch endlich, nachdem sich auch die Sonne wieder hervor gewagt hat, ist alles in trockenen Tüchern und sie on Tour.

Kapitel 13

Meer und mehr! Oderhaff

Nach unserer Devise: früher Vogel fängt den Wurm, starten wir morgens Richtung Haff. Wir fahren mitten durch den Seehafen. Hier steppt der Bär. Glücklicherweise liegen alle Riesenpötte an ihrem jeweiligen Dock. Es ist auch keiner im Anmarsch, so dass wir keinem Bugsierboot in die Quere kommen. Eigentlich müssten wir ja den Hafen umfahren, aber, na ja. Um keinen Knollen der Welt wollte ich dieses Erlebnis missen. Wie winzig wir sind, neben den großen Pötte. Dabei sind diese Seeschiffe zwergenhaft gegen Hochseefrachter. Gegen uns sind sie Monster. Die Oder verzweigt sich hier immer noch, bildet Inseln und kleinere Seen. Manfreds Flusskarte hört auf und die Seekarte setzt erst im Haff ein. Orientierungslos schippern wir weiter. Da hier bereits Seeschiffahrtsstraße ist, stehen riesenhaft Seezeichen im Wasser, die kann man nicht übersehen. Also schön brav am Tonnenstrich weiterfahren. Plötzlich schlägt neben uns ein See- oder Fischadlerpaar mit einem Jungen seine Kapriolen. Nicht zum ersten Mal auf dieser Reise wünsche ich mir eine ordentliche Spiegelreflexkamera mit einem guten Teleobjektiv. Als einer der Adler einen Fisch angelt und sich am Ufer niederlässt, um ihn zu fressen, versagt mein Zoom vollständig. Leuchttürme tauchen auf. Das sind Sektorenfeuer für die Großschiffahrt sagt Manfred. Noch eine seenartige Verbreiterung, dann eine engere Stelle und im Dunst erscheint eine kleine Insel. Gegenüber liegt unser heutiges Ziel: Ziegenort – Trzebiez-. Hinter der Hafeneinfahrt setzt Manfred das Fernglas ans Auge, um dann einen Platz anzuvisieren, an dem Beluga nicht ohne Unterbrechung schaukeln wird. Der Wind, der aus den gewaltigen Ausdehnungen des Unbekannten herüberweht, hat aufgefrischt und kräftiger Schwell strömt aus dem Haff in den Hafen. Bis der Leierkasten eintrifft, lässt es sich an der Längsmole schon nicht mehr richtig liegen. Da fährt man Aufzug. Also legen sie sich auf uns ins Päckchen. So richtig wohl ist Annette nicht, wenn sie die Wellen sieht, die durch den Hafen laufen. Wir verabreden am Morgen recht früh zu starten. Nachts schläft der Wind immer ein und morgens braucht er ein bisschen, bis er wieder in Schwung kommt. Die seitlichen Wellen lassen uns ganz schön schaukeln. Den Leierkasten hinter uns beutelt es schwer. Als wir das Kleine Haff erreichen, kann Manfred den Kurs wechseln und die Wellen kommen eine zeitlang von hinten, so dass die Fahrt ruhiger wird. Erst als wir endgültig die Nase in die Bucht der Uecker wenden, tunkt es uns wieder. Mittlerweile hat der Wind auf die vom Hafenmeister vorhergesagten 5 bis 6 Bft. aufgebrist. Interessiert halte ich Ausschau, doch ich sehe sie nicht, die

Seejungfrau. Im Oderhaff gibt es schon seit undenklichen Zeiten eine wunderschöne Seejungfer. Wenn Schiffer und Fischer am Ufer arbeiten, so steigt sie oft mit dem halben Leib aus dem Wasser heraus, und sieht ihren Arbeiten zu. Sie sagt nichts; aber wer sie so sieht, dem bedeutet sie Glück. Bei dieser steifen Brise ist nicht mal eine barbusig Schwimmerin zu sehen.

Die Ueker fließt mitten durch die Stadt. Und das Beste: Sportbooten ist Liegen an den Hafenkais erlaubt. Es gibt sogar Stromkästen und Wasser. Schon von weitem entdecken wir ein Riesenrad. Da wird sich die kleine Maus Leonie aber freuen. Wir rasseln mitten hinein, in die Ueckermünder Hafftage. Tolles Programm für so eine kleine Stadt. Drei Tage Ringelpiez am Stück. Freitag um 11 läuft ein polnisches Minensuchboot ein. Openair-Konzert an allen Tagen. Samstag hat ein Seenotrettungskreuzer Tag der offenen Tür. Zwei kleine Einsatzboote kommen noch dazu. Sie fahren tolle Manöver im Hafen, zeigen wie wendig sie sind. Eines der kleinen Schiffe qualmt aus allen Ecken, dass der Hafen wie im Nebel ist.

„Kopfdichtung“, sagt Manfred. Tatsächlich sehen wir ihn am Sonntag auf dem Transporter über die Autobahn fahren. Böllerschießen von den Kanonieren in Original Uniform. NDR 1 Radio MV feiert eine Kulthit-Party, am Sonntag kommen die Wildecker Herzbuben und ich esse seit langem mal wieder Germknödel und Calamares. Ein Knüller sind die Kanoniere in ihren dicken, alten Uniformen.

Anscheinend wurden die Kriege früher gerne im Winter ausgetragen. Beim Umzug durch die Stadt schleppen sie sich mit todernsten Gesichtern vorwärts und die Kanone hinter sich her. Hinter der Kanone schlurft das Fritzchen. Seine dicke Uniform war sicher für einen etwas größeren Fritz gedacht. Er schlurft mit dem Stopfrohr hinterher bis es ans Stopfen der Kanone geht und die Luft vom Donnern der Schüsse vibriert, der ganze Hafen voll faule-Eier-stinkendem Qualm ist und dicke Rußflocken auf die Boote regnen. Was für ein Schauspiel, das sich einige male am Tag wiederholt.

Tagsüber ist der Wind sogar in der Stadt so stark, dass einem die Haare flattern. Wir harren nicht nur wegen der Kirmes aus. Für Landgänger sind die vielen Sportboote am Kai natürlich auch eine Attraktion. Wie interessant ihre Kommentare zu hören. Als ein kleiner Junge neugierig hereinschaut, bittet Manfred ihn an Bord, damit er alles anschauen kann. Wir plaudern ein wenig mit seinen Eltern. Viel später kommen sie zurück und drücken uns ihre Eintrittskarten fürs Fest in die Hand. Was für eine sympathische Geste. Der Hafenmeister trinkt einen Kaffee mit uns, als er kassieren kommt. Stolz ist er ein Vorpommerer zu sein. Vorpommern war nur so lange von der Landkarte verschwunden, weil die DDR das ganze Gebiet in Verwaltungsbezirke aufgeteilt hatte. Seine Mutter ist in Stettin geboren, damals die Hauptstadt von Vorpommern. Schon immer sammelt er Souvenirs auf denen Vorpommern steht. Es ist erstaunlich, was die Wende für unterschiedliche Emotionen hervorgebracht hat. Nach 2 Tagen haben wir wirklich alles gesehen, einschließlich Kirche und Museum, einem Bootskorso und Fackelschwimmen. Einen sehr netten Plausch haben wir mit Elke und Jörn, die vorbeischaun und fragen, ob wir die Beluga vom Schwarzen Meer wären. Sie gehören zu denen, die gerne die Donau fahren würden und genau wissen, dass ihnen die Zeit unter den Nägeln brennt. Wir sind alle bereits im letzten Drittel unseres Lebens angelangt. Gegen das Alter gibt es nur ein Mittel und das ist leider tödlich. Der Tod ist keine Niederlage, der Herbst nicht, das Altwerden nicht, genauso wenig wie das Jungsein einen Sieg bedeutet. Allerdings schränkt er unsere Aktivitäten doch sehr ein.

Sonntagmorgen um 7 holen wir die Taue ein. Noch ist der Wind nur ein Lüftchen, obwohl das Haff schon wieder kabbelige Wellchen in die Mündung der Uecker schickt.

Zwei Stunden brauchen wir durchs Haff. Eine schöne Fahrt durch den Sonnenschein. So lässt sich das Bootfahrerleben schon aushalten. Das Einzige was mich stört ist, dass mein E-Plus-Handy seit Polen keinerlei Netz mehr hat. Vor uns wird plötzlich das Wasser unruhig. Eine riesige Kormoran-Kolonie erhebt sich aus den Wellen, als wir näher kommen. Am Ufer stehen Reihen weißer Baumleichen. Da drängt sich mir die Frage auf, geht Vogelschutz vor Naturschutz? Die vom Vogelkot verätzten Bäume sterben ab. Im Mündungstrichter der Peene steht eine merkwürdige Ruine aus Stahlrohren, das Überbleibsel einer ehemaligen Eisenbahnbrücke. Im Krieg zerstört und nie mehr aufgebaut. Der Trichter wird schmaler, die Ufer bestehen nur noch aus Schilffeldern. Dann kommt die Peene-Mündung in Sicht.

Unterwegs im Peenetal

So weit das Auge reicht schlängelt sich die Peene durch Schilffelder und sumpfige Wiesen. Alles ist flach und grün. 28 cm Gefälle hat die Peene auf ihrem Weg zum Haff. Nach einer Stunde taucht die Eisenbahnbrücke von Anklam vor uns auf. 100 Jahre ist sie alt und im Originalzustand. Eine sehenswerte Mechanik. Kurz vor der Brücke ist ein kleiner Seglerhafen. Einem älteren Herrn, der sich gerade an seiner Vorschot zu schaffen macht, rufe ich zu, ob er weiß wann die Brücke geöffnet wird. Er hebt den Kopf, sieht nur ein Motorboot und guckt mürrisch wieder weg. Als wir schon fast vorbei sind, knurrt er: „ Steht doch dran!“ Ein Paradebeispiel norddeutschen Charmes.

Nach einer halben Stunde Wartezeit öffnet die Brücke, ohne dass wir irgendwie Kontakt aufnehmen. Hinter der Brücke öffnet sich ein kleines Becken, die Anlieger des Ruderclubs winken uns freundlich zu. Auf der anderen Seite Industrieanlagen. Es riecht wie eine Mälzerei, nicht unangenehm, aber es riecht kräftig. Es ist eine Ölmühle erfahren wir später. Hier wird Raps angeliefert und gemahlen. Am Bollwerk hinter der Brücke legen wir an. Bollwerk heißen hier Uferpromenade oder Kai und Mole. Natürlich erkunden wir auch hier die Stadt. Beide Kirchen sind geschlossen, ein Turm, der aussieht als wäre eine Kirche drunter, ist keine, sondern ein Wohnhaus. Plattenbauten dominieren. Mehr alte Leute als junge und ein viertel arbeitslos. Abends ist der Ostwind aus dem Haff so stark, dass er Wasser in den Peenestrom drückt und die Peene bergauf fließt. Immerhin haben wir eine ruhige und kostenlose Nacht. Ich war wild entschlossen die Peene bis zum Kummerower See zu fahren. Ich wollte Biberburgen sehen, Kolonien von Störchen und Kranichen,

See- Schrei- und Fischadler. Ich wollte einen wunderbaren Bericht über einen wunderbaren Fluss, den Amazonas des Nordens, machen. Hinter Jarmen drehen wir um. Natur ist etwas Wunderbares. Wir sehen Natur pur, mooriges, sumpfiges Hinterland, manchmal ein Acker, Bruchwald, der sich selbst überlassen immer wieder neue Bäume hervorbringt, wenn die alten umfallen und vermodern. Seerosen, Teichrosen, Schilf. Es ist wirklich Urwald. In den Torfstichen wachsen Wasserpflanzen, manchmal erweitern sie sich zu kleinen Seen. Es ist schön. Ich sehe nicht mal den Hauch eines Bibers. Warum sollte auch ein Biber mit Instinkt an der Peene seine Knüppelburg bauen, wo Paddler und Bootsfahrer seine Aktivitäten stören, wenn es nur ein paar Schritte vom Ufer entfernt Ruhe und immer noch Wasser satt gibt? Wir entschließen uns nicht weiter zu fahren. An der Landschaft wird sich nichts ändern. Liegeplätze in der freien Natur gibt es nicht und an die Wasserwanderrastplätze passen evtl. 8 m Boote, mit Glück auch 10 m, wir nicht. Wir haben die Peene gesehen, jetzt können wir mitreden.

Zu DDR Zeiten wurde Torf gestochen und die Wiesen entwässert. Nach der Wende versuchten die Umweltschützer das Gebiet zu renaturieren. Das Überfluten der ehemaligen Polder führte dazu, dass die Bäume absterben. Auch wir haben verwundert die vielen toten Baumreihen bestaunt. „Was heute Schilffelder sind, waren vor 20 Jahren noch Wiesen“, erzählt uns ein Einheimischer. Dann wurde ein großer Teil der Torfstiche geschlossen, den Fischen somit den Zugang zu ihren Laichgebieten verwehrt. Der Fischer musste aufgeben, weil es halt keine 40 Arten Fische mehr zu geben scheint. Nur Aale, Weißfische und Schleien, manchmal ein Barsch werden noch gefangen. Wir wissen nicht um den Wahrheitsgehalt dieser Aussagen, doch das würde das Fehlen der Kormorane erklären, das uns bereits aufgefallen war. Die Grünen wollen zurück zur Natur, doch keiner zu Fuß. Auf dem Rückweg legen wir wieder in Anklam an. Oberhalb der Hebebrücke ist direkt hinter dem Kornspeicher ein Aldi. So günstig werde ich es erst wieder in Potsdam treffen. Während ich einkaufe hat Manfred Muße sich ein wenig umzuschauen. Ich habe mir nie Gedanken gemacht, wie Rapssamen aussieht. Manfred bringt eine handvoll mit. Winzige schwarze Körnchen, die aussehen wie Mohn. Sie schmecken gut, irgendwie nussig, ähnlich wie Bucheckern. Auf jeden Fall sehr viel besser als der Raps bei der Blüte riecht.

Als wir gemütlich bei einer Tasse Kaffee auf das Öffnen der Brücke warten, kommt ein Reporter des mdr, der einen Bericht über die Peene macht. Gleich macht er auch ein Interview mit uns. Mal sehr gespannt, ob sie es senden.

Als Manfred morgens um 6 die Leinen löst, ist es völlig windstill. Eigentlich müsste man in der Nacht über die See, oder in unserem Fall über das Haff fahren. Doch nachts sind alle Katzen grau, im Dunkeln sieht man nix und im Übrigen hat Mama Beluga nachts auf dem Wasser Schiß. Die Sonne soll bezeugen welches Schlagloch uns verschluckt. Dass uns bereits wieder eine ordentliche Brise entgegenweht ist doch wohl logisch, bei unserem Glück mit blauem Wasser. Wir fahren gegen den Wind, da ist das eh nicht so schlimm. Ein bisschen holprig halt. Später dreht der Wind nach Süd und die See wird glatt.

In Ziegenort bunkern wir erst Wasser, dann Diesel. Auch in Polen ist er nicht mehr sehr viel billiger als bei uns. Hier treffen wir auch Elke und Jörn noch mal zu einem kleinen Plausch. Das Schöne am Wasserwandern ist, dass man viele Gleichgesinnte trifft. Einige mag man auf an Hieb und hat jahrelang Kontakt, manchmal entwickelt sich sogar eine Freundschaft daraus. Es gibt jedoch auch Menschen, die verdunsten einem wie ein Wassertropfen in der flachen Hand. Merkt man, dass die Chemie nicht stimmt, zieht man weiter und vergisst.

Unser letzter Tag in Polen ist angebrochen. Noch ist das Wetter wunderbar, doch über dem Festland ziehen sich Wolken zusammen.

Eine letzte Gelegenheit einige Worte über Polen aufzuschreiben.

Der Name Polen kommt vom westslawischen Stamm der Polanen die sich im 5. Jahrhundert im Gebiet der heutigen Wojewodschaft Großpolen, zwischen den Flüssen Oder und Weichsel, niederließen.

Die polnischen Flüsse wurden schon sehr früh zur Schifffahrt genutzt. Bereits die Wikinger befuhren mit ihren Langschiffen während ihrer Raubzüge durch Europa die Weichsel und die Oder. Im Mittelalter und der Neuzeit, als Polen-Litauen die Kornkammer Europas war, gewann die Verschiffung von Agrarprodukten auf der Weichsel Richtung Danzig und weiter nach Westeuropa große Bedeutung. Polen besitzt fast 4.000 km schiffbare Flüsse und Kanäle. Die Überseehandelsflotte besteht aus über 100 Schiffen.

Im 15. Jahrhundert stieg das aus Polen und Litauen hervorgegangene Großreich zu einer der führenden Kontinentalmächte auf und war lange Zeit der größte Staat Europas mit Einflussphären vom Baltischen- zum Schwarzen Meer und von der Adria bis an die Tore Moskaus. In den drei Teilungen Polens 1772, 1793 und 1795 wurde Polens innere Schwäche von seinen Nachbarn Preußen, Österreich und Russland ausgenutzt. Sie überfielen Polen gleichzeitig und teilten es am Ende unter sich auf. Polen wurde damit seiner Souveränität beraubt und in drei unterschiedliche Staaten zerrissen.

Aufgrund der Niederlagen der polnisch-französischen Allianz im Russlandfeldzug von 1812 und in der Völkerschlacht bei Leipzig im Jahr 1813, wurde beim Wiener Kongress Polen erneut neu eingeteilt. 1863 wurde die Bezeichnung Polen verboten und das Land durch die russische Obrigkeit in Weichselland umbenannt. Ähnlich verfahren auch die Hohenzollern in Pommerellen und Großpolen. In Volkszählungen tauchen Polen als Nationalität auf, aber als zeitgenössischer geografischer Begriff wird Polen in preußischen Schulbüchern und allen deutschsprachigen Kartenwerken auf den russischen Teil beschränkt. Nur im von Österreich besetzten polnischen Galizien konnten die Polen durch die politischen Reformen des Hauses Habsburg-Lothringen in der Donaumonarchie seit 1867 der geistig-nationalen Knechtschaft in den von Preußen und Russland dominierten Teilen Polens entkommen, das von da ab das Fundament der Wiedergeburt Polens nach dem Ersten Weltkrieg bildete. Während des Ersten Weltkrieges beschlossen die Kaiserreiche Deutschland und Österreich-Ungarn die Gründung eines polnischen Staates. Dies war aber eher eine gegen Russland gerichtete Maßnahme als eine Anerkennung des Rechts der Polen auf Eigenstaatlichkeit. Durch die Kriegereignisse bedingt, hatte dieser Beschluss auch keine praktischen Auswirkungen. 1916 wurde dennoch das Königreich Polen durch das Deutsche Reich ausgerufen. Im zweiten Weltkrieg wurde Polen gemäß dem Hitler-Stalin-Pakt im Westen von der Wehrmacht und im Osten von der Roten Armee besetzt. Nach dem Ende des Krieges 1945 wurden die Grenzen des ehemaligen polnischen Staatsgebietes gemäß dem Potsdamer Abkommen nach Westen verschoben. Polen verlor ein Drittel seines bisherigen Staatsgebietes an die Sowjetunion. Es handelte sich dabei in etwa um das Gebiet, das Polen 1919–1921 von Russland und der Ukraine erobert hatte. Die dort ansässige polnische Bevölkerung, etwa 2,5 Millionen Menschen, wurde vertrieben. Aus dem heutigen Ostpolen wurden etwa 1 Millionen Ukrainer in die Sowjetunion vertrieben. Im Westen und Norden wurden Polen die zuvor deutschen Gebiete östlich der Oder und Lausitzer Neiße - Oder-Neiße-Linie - als „Wiedergewonnene Gebiete“, die ein Viertel des Deutschen Reichsgebiets darstellten und seit etwa 700 Jahren auch deutschsprachig besiedelt waren, zugesprochen. Etwa 5 Millionen Deutsche waren gegen Kriegsende von dort geflohen und wurden durch Einreiseverbot an einer Rückkehr gehindert. Aus den Ostgebieten wurden nach dem Krieg weitere 5 Millionen Menschen vertrieben. Polen hat heute ca. 38 Millionen Einwohner, plus ca. 20 Millionen, die im Ausland leben.

Um kein Geschichtsbuch aus diesem Reisebericht zu machen, ist das natürlich nur eine grobe Übersicht über die Geschichte Polens. Imponiert hat mir der nie erlahmende Widerstand der Polen gegen jede Art von Besatzer. Zuletzt mit der Gründung der Gewerkschaft Solidarność. Die damit verbundenen revolutionären Ereignisse führten nicht nur zu freien Wahlen und einer Republik Polen, sondern auch zur Auflösung des Ostblocks.

Unsere Jahrgänge sind mit dem Feindbild des bösen Russen und Polen herangewachsen. Bis zu seinem Tod hat mein Vater bei starkem Ostwind gesagt:

„Aus dem Osten kam noch nie was Gutes! Es ist an der Zeit alte Vorurteile zu begraben.

Russland, ein großer Fleck eisige Tundra im Osten, bewohnt von Bärtigen, Bären und Bojaren. Große Flüsse, Schwarzes Meer, riesige Städte, unglaubliche Einsamkeit. Grenzenlose Armut und grenzenloser Reichtum. Dieses Land würde ich für mein Leben gern mit dem Boot erkunden. Doch das wird wohl eine der vielen geplatzten Seifenblasen des Wünschens bleiben.

Unser kurzes Gastspiel in Polen ist beendet.

Kapitel 14

Zurück über die Oder nach Berlin

Sonne und Hitze sind im Sommer was Tolles. 34° im Schatten und Windstille machen Spät-Teens wie uns aber zu schaffen. Doch auch das wäre zu ertragen würden uns auf der Oder nicht streckenweise ganze Schwärme von Bremsen

heimsuchen. Wir können sie gar nicht so schnell erschlagen, wie sie uns angreifen. Darunter auch so eklig aussehende Viecher mit weißen Punkten wie Deltaflieger. Wenn sie stechen hat man jedes Mal eine Eiterbeule. Irgendwie fühle ich mich wie ein Kohlkopf, der darauf wartet, dass man Eintopf aus ihm macht.

Eine Lanze möchte ich brechen für polnische Berufsschiffer. Sehr höflich melden sie sich, wenn man sie anfunkelt. Rücksichtsvoll nehmen sie Gas weg oder fahren zur Seite, wenn man überholt. Wir beobachten einen Schubverband, der seine Leichter ans Ufer setzt, als er einem kleinen Segelboot ausweicht, das ihn wohl erst im letzten Moment sieht und einen Haken schlägt wie ein Hase. Ereignislos schippern wir über die Westoder und den Hohensaaten-Friedrichstaler-Kanal zur Schleuse Hohensaaten, um dann in der Havel-Oder-Wasserstraße weiter zu fahren. Ein Highlight ist das Hebewerk Niederfinow. Wir machen uns auf eine lange Wartezeit gefasst. Das Schiffshebewerk Niederfinow war, als es 1934 fertig gestellt wurde, eine sensationelle technische Meisterleistung. Mit einer Hubhöhe von 36 m galt es damals als eines der größten der Welt. Das Hebewerk ersetzt die 4 stufige Schleusentreppe, die heute verfallen daneben zu sehen ist. Aber das Hebewerk ist ein Nadelöhr für die Berufsschiffahrt. Polnische Koppelverbände kommen mit 3 Leichtern zu Berg. Zwei dieser Leichter schieben sie in den Trog des Hebewerks, mit dem 3. kommen sie wieder zurück und müssen auf die nächste Schleusung warten. Oben angekommen werden die Leichter mit einer Zugvorrichtung aus dem Trog gezogen. Das dauert alles seine Zeit. Erst bei der nächsten Schleusung kommen Schuber und Leichter nach oben und müssen dann die anderen Leichter wieder ankoppeln. Für Sportboote hat das den Vorteil, dass bei den beiden Leichtern immer genug Platz für sie ist. Wir warten 20 Minuten, dann können wir schon mit. Ist die Konstellation nicht so günstig und der Trog bei jeder Schleusung voll, muss man sich in Geduld üben. Da der Berufsschiffsverkehr ständig zunimmt, wird neben dem Hebewerk ein neues, größeres gebaut.

Schnurgerade geht der Kanal weiter durch lichte Föhrenwälder. In Höhe Eberswalde wurde ein ganzes Stück erneuert, eine neue Kanalbrücke über die Bahn gebaut und eine neue Straßenbrücke. Das Wasser ist hier erstaunlich sauber. Was man von anderen Strecken nicht unbedingt behaupten kann.

Bei km 55 biegen wir ab in die Gewässer des Werbellinsee. 1,20 soll die Tauchtiefe betragen. Das könnte knapp werden. Die erste Brücke 3,40 m, auch das ist wenig. Doch die Brücke ist höher und der Wasserstand macht uns auch keine Schwierigkeiten. Nach knapp 3 Kilometern stehen wir vor der Schleuse Rosenbeck. Jede Menge Sportboote zwängen sich rein. Wir passen nicht mehr dazu. Die nächste Schleusung ist erst 2 Stunden später. Obwohl Automatikschleusen wird nur alle 2 Stunden geschleust. So scheinen sie die Besucherzahl im See gering zu halten. Der Anleger füllt sich. Nach uns kommt ein Staverer Kotter mit 12 m Länge, dann drei tätowierte Bodybuilder, die ihren ersten und wahrscheinlich auch den zweiten Frühling bereits hinter sich haben, mit einem 8 m Sportboot und ein kleines vielleicht 4 m langes Boot, dahinter ein Segler mit gelegtem Mast. Wir sind ihm schon einige Male begegnet. Es hat einige Zeit gedauert, bis wir seinen verschnörkelt geschriebenen Namen entziffern konnten. „Oll Rümtriever“, das müsste er mal einem französischen Schleusenwärter buchstabieren. Letztendlich kommen noch zwei Sportboote. Sie sind empört, dass es hier so voll ist und sie wohl kaum noch mitkommen. „Es wäre nur anständig, wenn neben einen Großen immer ein Kleiner käme, früher haben das die Schleusenwärter immer so gemacht“, lässt er es über den Anleger schallen. Ich warte nur, dass er sich über die doofen Wessis auslässt, die hier gar nichts zu suchen haben. Leider tut er mir den Gefallen nicht. Vielleicht macht mich die Hitze ein wenig reizbar. Die Schleuse ist 5,50 m breit und wir haben 4 Meter. Nicht mal hochkant würde er neben uns passen. Ob er hofft, dass einer ihn vorlässt? Es kribbelt mir unter der Zunge. Wie gerne würde ich mich geistig mit ihm auseinandersetzen, doch da ich sehe, dass er völlig unbewaffnet ist, schlucke ich meine Zynik tapfer hinunter.

Es ist unerträglich heiß. Die Tattos gehen schwimmen. Mir ist vor der Schleuse das Wasser zu dreckig. Im Schilf habe ich jede Menge tote Fische gesehen und einige längliche braune Dinge, die ich jetzt nicht näher beschreiben möchte. Es gibt Pump toiletten, die zerkleinern nicht was sie nach außen pumpen. Als wir ankamen hatte sich eine Wasserschlange ins Schilf geschneilt. Bis ich meine langweilige Digi soweit hatte, war sie natürlich schon längst verschwunden.

Die Fahrt durch das kleine Fließ bis zur nächsten Schleuse ist wunderschön. Das Wasser ist so klar, dass man den Grund des Kanals sehen kann. Fische in allen Größen schwimmen neben uns oder verschwinden blitzschnell im Seegras. Man hat den Eindruck in einem Aquarium zu fahren.

Auch vor der nächsten Schleuse haben wir Aufenthalt. Die Hitze ist fast unerträglich geworden. Dicke Schweißtropfen fallen mir von der Stirn auf die Brillengläser und in die Augen. Als es endlich weitergeht, haben wir zweimal Grundberührung. Hoffentlich fällt das Wasser nicht bis wir wieder rausfahren. Merkwürdigerweise zeigt unser Echolot ständig 1 m Wasser an. Dann liegt der See vor uns. Manfred sucht die Bucht mit 6 m Wassertiefe. Auf 30 m können wir ja schlecht ankern. Doch das Echolot zeigt 1 m Wasser. Leider sind nicht die Angaben in der Karte ungenau. Unser Lot spinnt.

Ich bin so aufgeheizt, dass Manfred sofort das Dingi runter lassen muss, damit ich mich abkühlen kann, wenn auch das Gewitter bereits im anrollen ist.

Es beginnt zu regnen, dass man im Freien keine Luft mehr holen könnte ohne Atemgerät.

Der Werbelinsee liegt im Biosphären-Reservat Schorfheide-Chorin. Dichter Wald umgibt ihn. Er füllt eine Rinne, die die letzte Eiszeit hinterlassen hat. Zu DDR-Zeiten war das ganze Gebiet für die Allgemeinheit gesperrt. In der Schorfheide tummelten sich Ulbricht und Genossen auf der Jagd. Biber soll es geben, Fischotter, Waschbären, Seeadler. Natürlich sieht man sie am See nicht. Nur das Übliche, Enten, Haubentaucher, See- und Teichrosen und viele, erstaunlich viele Libellen. Natürlich Libellen, denn Libellen werden eigentlich als Wasserratten geboren. Bis zu 5 Jahren lebt die Libellenlarve im Wasser, bevor sie aus dem Wasser steigt. An Land häutet sie sich ca. zehnmal und wird jedes Mal ein bisschen schöner dabei. Dann beginnt der schönste, aber auch kürzeste Abschnitt, ihr Leben als Luftikus. 30 Minuten badet die Libelle nach dem Schlüpfen in der Sonne. Dann ist ihr Panzer vollständig ausgehärtet und sie ist bereit für ihr kurzes Sommerleben. Libellen tanzen nicht über den Himmel wie Schmetterlinge. Sie führen ein Leben mit Turboantrieb. Sie lassen ihre vier Flügel in unterschiedlichen Rhythmen schlagen, können dadurch genauso gut rückwärts wie vorwärts fliegen, sie bleiben auf der Stelle stehen oder wechseln blitzschnell ihre Richtung und beschleunigen in Sekundenschnelle auf bis zu 50 km/h. Richtige Flugakrobaten also. Bis zu 6 Stunden verharren sie im Liebesspiel, um nach der Eiablage gegen Ende des Sommers zu sterben.

Wir nutzen das herrliche Wasser um Beluga wieder einmal richtig zu waschen. Zu guter Letzt inspiziert Manfred mit der Taucherbrille das Unterwasserschiff. Sämtliche Bordausgänge sind besetzt mit Muscheln. Kein Wunder, dass unser Waschbecken nur unwillig abgeflossen ist. Die Muscheln am Geber vom Echolot weggestoßen und schon klappts wieder. Sachen gibt's, die gibt's gar nicht.

Als wir nach zwei Tagen den Anker heben und das Echolot einschalten, zeigt es nicht etwa die vorhandenen 6 m Wassertiefe, sondern 40 cm.

Die Welt ist schlecht!

Von 7 bis 20 Uhr soll geschleust werden. Wir stehen um viertel vor sieben an der Schleuse. Eine große Charteryacht liegt schon da. Wahrscheinlich haben sie hier übernachtet. Ein Sportboot legt am Halteplatz ab um uns Platz zu machen und gesellt sich zu dem ersten in der Reihe, das auch wartet. Das Spruchband sagt: nächste Schleusung um 8. Auch gut, dann ist wenigsten Zeit für ein Frühstück. Als um viertel nach 8 die Schleuse öffnet und ein Boot ausfährt springt die Ampel endlich auf grün. Auf dem Charterboot rührt sich nicht. Erst als wir starten kommt jemand an Deck. Ich rufe ihm zu, ob sie hierbleiben oder schleusen. „Hier!“, gestikuliert er und ich verstehe es auch so. Also rufe ich Manfred zu, dass wir ablegen können, weil sie liegen bleiben. Da schießt einer unten raus, wie der Blutvergießer persönlich. Was mir einfalle, wer gesagt hätte, dass sie nicht schleusen. Sie sind immer noch festgebunden und keiner macht Anstalten die Leinen zu lösen. Die beiden Sportboote fahren derweil schon mal ein. Das bringt den Charter-Skipper noch mehr in Rage. Manfred hält Beluga derweil auf der Höhe des Charterbootes. Das ist dem auch nicht Recht. Wir sollen gefälligst Platz lassen. Manfred brüllt zurück, er solle doch endlich seinen Kahn abbinden und in die Schleuse fahren. Zu guter Letzt haben wir es dann doch alle bewerkstelligt einzufahren und zu schleusen. Im Unterwasser der Schleuse halte ich kurzfristig die Luft an, doch wir haben nur ganz leicht Grundberührung. Das wäre geschafft.

Zurück im Havel-Oder-Kanal suchen wir die Marina Havelbaude. Sie hätten einen W-Lan. Leider wissen sie nicht mal was das ist. Im Spandauer See legen wir wieder beim Wassersportverein am Salzhof an. Wolfgang und Ilse von der Pegasus waren unheimlich nett und hilfsbereit. Von hier aus kommt man recht gut mit öffentlichen

Verkehrsmitteln nach Berlin. Wir haben noch ein bisschen Nachholbedarf. Das Pergamon-Museum muss ich unbedingt anschauen hatte Hanne gesagt. Eine

Stunde sind wir unterwegs, erst Bus, dann U-Bahn, dann S-Bahn. Vor dem Museum steht eine Schlange. Wir reihen uns ein. Eine Stunde bis zum Kartenhäuschen. Ich vermeide es tunlichst Manfreds Mienenspiel zu betrachten. Obwohl sie nur alle 30 Minuten neue Besucher einlassen, ist es so voll, dass man kaum umfallen kann. Das ist sehr schade. Babylon ist die Wiege unserer Kultur. Keine Uhr, kein Kalender, kein Sternzeichen, nichts ist denkbar ohne babylonische Wissenschaft. Wir vergessen allzu gerne, dass manche technische Errungenschaft der letzten Jahre nicht gerade neu ist. Leitungen für frisches Wasser aus den Bergen hatten nicht nur die Römer, die Griechen bauten Wasserleitungen sogar vor 2500 Jahren in die Erde und lange vor ihnen die Assyrer. Dampfheizungen, raffiniert in den Fußboden verlegt, wärmten die alten Römer in der kalten Jahreszeit. Babylons Straßen waren nachts bestens beleuchtet mit Öllampen und Öl aus den Ölfeldern am Persischen Golf. Viele Errungenschaften, auf die wir Europäer so stolz sind, stammen aus Mesopotamien, dem uralten Zweiströmeland zwischen Euphrat und Tigris. Das Brennen von Schnaps und Ziegeln, das Brauen von Bier und besonders die Schrift, um nur einige zu nennen. Hier in Babylon lebte Berosus. Er soll 600 v.Chr. die Sonnenuhr erfunden haben.

Dieser Herr war ein vielseitig interessierter und weitgereister Mann. So kam er eines Tages ins 2.000 km entfernte Athen. Hier traf er Thales, den großen griechischen Philosophen. Dem gefiel die Erfindung des Berosus so gut, dass er sie verbesserte und für ihre Verbreitung sorgte.

So geschah es denn im alten Babylon, dass der junge Enil-Bani ein heimliches Rendezvous mit seiner angebeteten Humerelli hatte. Doch das war nicht so einfach, denn die Mutter passte auf wie ein Schießhund und das hübsche kleine Ding war notorisch unpünktlich. So stand denn Enil-Bani unter der neu errichteten Uhr und wartete und wartete. Der Schattenzeiger wanderte und wanderte. Der Himmel bezog sich mit Wolken und der junge Mann überlegte ernstlich ob er nicht nach Hause gehen sollte, als endlich seine Angebetete fröhlich ums Eck huschte. Sie lächelte glücklich, denn gerade verschwand die Sonne hinter einer Wolke. Er konnte ihr nicht vorwerfen wie spät sie war.

So begann sehr langsam zwar, aber sicher, der Siegeszug der Sonnenuhr. Fast 400 Jahre dauerte es, bis die Sonnenuhr ihren Weg nach Rom fand. Jenseits der Alpen, im regenreichen, waldbedeckten Germanien, fand die Sonnenuhr allerdings noch lange Jahrhunderte keine Liebhaber. Dieses Ding wäre den wandernden Völker nur hinderlich gewesen. Die Bedürfnisse des Menschen, Hunger, Kälte, Schlaf, bestimmten seinen Rhythmus, nicht die Zeit.

Die nachfolgenden Generationen schienen allerdings mit der Sonnenuhr recht zufrieden gewesen sein. Sie hatten wohl nicht das dringende Bedürfnis ihre Zeit in Tage, Minuten und Sekunden zu zerstückeln. So blieben bis ins Mittelalter Sonnen-Sand- und Wasseruhren die einzigen Zeitmesser. Die Legende überlieferte, dass der Mönch Gerbert, der spätere Papst Silvester II. um 980 Uhren mit Rädern und Gewichten erfunden hat, aber erst im 13.Jh. begann man sehr zögerlich Räderuhren auf den Türmen von Kirchen und Schlössern zu installieren. Um 1500 bastelte der Nürnberger Schlosser Peter Henlein die erste Taschenuhr, die unter der Bezeichnung „Nürnberger Ei“ reißenden Absatz fand. Und damit war unser Schicksal ein für alle Mal besiegelt. Der gemütliche Schlendrian der Sonnenuhr war endgültig vorbei. Und es kann ja wohl nur an den modernen Chronometern liegen, dass wir ständig keine Zeit haben, ihr hinterherhetzen, sie verlieren, sie nicht einteilen können

oder sie uns nehmen, obwohl doch Zeit eine Konstante ist, unveränderlich und dreidimensional.

Zu Beginn des 20. Jh. wurde in Babylon die untergegangene Stadt Pergamon ausgebuddelt. Das Ishtar-Tor und die Prachtstraße aus dem 6. Jh. vor Christus sind vollständig im Museum aufgebaut. Es ist eine großartige Ausstellung antiker Schriften und Schriftrollen, Statuen, Bilder, die den Mythos der Hure Babylon beschwören.

Am nächsten Tag treffen wir uns mit Wolfgang und Hanne. Wir erlaufen das Nikolaiviertel, das Ufer der Spree, bewundern die Herren Engels und Marx, Neptun in seinem Forkenbecken um das sich die vier Jungfrauen Rhein, Elbe, Oder und Weichsel lümmeln, trinken einen Riesenpott Kaffee im Starbuck Cafe und füttern dabei die mutigen Spatzen, die uns die Krumen aus der Hand picken, essen irgendwo miserabel zu Mittag, bewundern die Moschee, und, und... landen letztendlich in einem zauberhaften Gartenlokal. Clärchens Ballhaus ist schier eine Ruine. Trotzdem gibt's allabendlich eine Musikveranstaltung. Der Ballsaal immer noch mit Glitzer-Girlanden geschmückt. Der Garten alt mit Blumenbeeten und dazwischen Gemüse unter riesigen Bäumen. Ein Mann mit einem Fahrrad kommt herein. „Kooft ihr mir een Bild ab?“, ruft er. „Nur 1000 €.“ Wir lachen natürlich. Das erregt die Aufmerksamkeit des Kellners. Das Fahrrad hat aus dem Garten zu verschwinden, sagt er streng.

„Ich kooft dat Hoos“, ruft ihm der Radfahrer nach. „Es sieht wenigsten noch os wie en Hoos und hat kenen vanillejelben Wessi-Anstrich und du bist der erste, den ick entlasse!“ Wir kugeln uns vor lachen. „Jawohl“, sagt er. „Ihr seid Ossis, das seh ick schon am fröhlichen Jesichtsosdruck. Die Wessis, die gucken doch alle behämmert. Da könnt ick sofort zum Terrorist werden. Nüscht, dat ick schieße, aber in ne Fresse haun, dat tät icke.“ Frechheiten gelten den außerordentlich vielsilbigen Berlinern als Gewürz jeglicher Unterhaltung. Als ihn der Kellner auf die Straße komplimentiert, schimpft er noch ein bisschen von außen herein. Eine Marke für sich.

Es wird Zeit, dass wir wieder mal eine Ruhepause einlegen, von der vielen Rumlauferei lagere ich mehr Wasser ein, als man braucht um die Sahel-Zone zu fluten.

Wir nehmen endgültig Abschied von unseren Berliner Freunden und dem netten Wassersportverein am Salzhof neben der Insel Eiswerder. Die Schleuse Spandau entlässt uns auf die Untere Havel-Wasserstrasse.

Kapitel 15

Havelland

Untere Havel-Wasserstrasse ist eine Bezeichnung, die dem „Blauen Paradies“ der Havelseen nicht mal im Ansatz gerecht wird.

Wir versuchen einen W-Lan bei der renommierten Marina Lanke zu erhalten. Ohne Erfolg. Die Marina hat keinen, nur die Tankstelle. Doch da ist leider der Herr mit den Passwörtern noch 2 Wochen in Urlaub.

Der Wannsee, die Badewanne der Berliner. „Pack die Badehose ein, nimm dein kleines Schwesterlein und dann nüscht wie raus zum Wannsee“. Dann die Pfaueninsel mit dem kleinen Schloßchen der Gräfin Lichtenau, Mätresse von Friedrich-Wilhelm II. In Potsdam hat Aldi einen Steiger, der sicher eine Goldgrube ist. Natürlich kaufen wir da auch noch schnell ein.

In Potsdam finden wir eine kleine Bucht, in der überhaupt kein Anleger in unserem Törnführer eingezeichnet ist, doch es gibt einige Vereine darin und wir bekommen auch einen Platz. Als wir Spandau verlassen haben atmete Manfred auf, dass wir endlich der Einflugschneise von Tegel entronnen sind. Als wir hier anlegen, rollt gerade der Intercity über uns hinweg.

Schon vom Wasser aus wirkt Potsdam spannend. Die Glienicker Brücke auf der die Agenten ausgetauscht wurden. Das futuristische Gebäude des Hans-Otto-Theaters und immer wieder Turmspitzen, die sich über die Bäume erheben.

Potsdam hat alles das, was Berlin als Hauptstadt haben müsste. Die Stadt ist atemberaubend. Es hat nach der Wende wohl einig Zeit gedauert, bis die Besitzverhältnisse geklärt waren, doch heute sind viele der herrlichen alten Gebäude restauriert. Ganze Straßenzüge erstrahlen in ihrem alten Prunk. Von Potsdam aus wurde Preußen aufgebaut, von Sanssouci aus durchleuchtet.

Warum der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm gerade dieses unbedeutende kleine Landstädtchen zu seiner zweiten Residenz neben Berlin wählte, hat sich mir nicht erschlossen. Vielleicht war es die wunderbare Lage an der Havel? Er ließ das Stadtschloß bauen, das leider, nachdem es im Krieg ausgebrannt ist, von der DDR abgerissen wurde und jetzt evtl. wieder aufgebaut werden soll. Friedrich Wilhelm I. der Soldatenkönig machte Potsdam zu einer Garnisonsstadt. Friedrich der Große ließ ganze Stadtviertel abreißen und mit barocken Bürgerhäusern neu aufbauen. Schloss Sanssouci wurde gebaut, das neue Palais begonnen. Die erste preußische Eisenbahn ging von Berlin nach Potsdam. Friedrich hat seine Sommerresidenz selber entworfen und ließ sie von seinem Jugendfreund Knobelsdorff bauen. Ob er allerdings dort wirklich ohne Sorgen die Sommer verbracht hat ist fraglich. Schon in jungen Jahren plagte ihn die Gicht. Da Fritz genau wie sein Vater ein geradezu fanatischer Bauherr war, kann man heute in Potsdam fast jeden Baustil bewundern, von Rokoko über Gotik bis romanisch, sogar das Pumpenhaus für seine Springbrunnen ist als islamische Moschee konzipiert. Es gibt ein holländisches Viertel und eine Russische Kolonie. Der alte Fritz starb einsam in seiner Sommerresidenz. Die meisten seiner Nachfolger bauten weiter an Potsdam, seinen Schlössern, Villen, Gärten und Parks. Als der letzte deutsche Kaiser ins Exil nach Holland ging, startete er vom Potsdamer Kaiserbahnhof mit 40 Wagons Inventar aus dem neuen Palais. Ein Preuße fasste die Geschichte des Kaiserreichs seit 1871 von Wilhelm I., über Friedrich III., zu Wilhelm II. so zusammen: „Der greise Kaiser -- der weise Kaiser -- der Scheißekaiser.“

Wir müssen auf unserer Besichtigungstour durch Potsdam immer wieder in den Stadtplan schauen um uns zu orientieren, dabei werden wir insgesamt dreimal angesprochen, ob man uns vielleicht behilflich sein könnte. Eine wahre Königsstadt eben. Leider ist die Gastfreundschaft im MBC Havelbucht lange nicht so königlich. Bei ihrem Vereinsfest am Abend sind die Steaks abgezählt erklären sie uns und auch für zahlende Gäste haben sie keines übrig. Sie wollen unter sich sein. Gut, dass Tucana uns wieder eingeholt hat. Dann machen wir unseren gemütlichen Abend eben auch alleine.

Das Preußisch-Hohenzollernsche Herz schlug für Wasser. Die Preußische Großmachtflotte war spektakulär. Wen verwundert es, dass sie bei dem vielen Wasser vor ihrer Haustüre auch Wassersportler waren. So war denn auch die große Motoryacht „Hohenzollern“ in Potsdam stationiert. Sie wurde von der Königlichen Matrosenstation „Kongsnaes“ betreut. Ihr königlicher Yacht-Kapitän Karl Velten, nannte diese Nordlandyacht mit ihren 354 Mann Besatzung nur „einen ins Wasser gefallenen Omnibus“. Zu Unrecht finde ich, sie war ein schönes, elegantes Schiff. Ein besonders herzliches Geschenk des britischen Königs an seinen deutschen Cousin war eine detailgetreue aber dreifache Verkleinerung einer Originalfregatte. Die „Royal Louise“ hatte ihren Standort auf der Pfaueninsel.

Auch „Staatspflichten“ nahm der Kaiser gerne zu Wasser war. Mit seiner Dampf-Yacht „Alexandria“ unternahm er festliche Ausflüge mit Staatsgästen. Mit ihr dampfte er 1900 zu den Kaisermanövern an die Oder, 1906 zur Eröffnung des Teltowkanals und 1914 zum Hohenzollernkanal, wo sich der Kaiser in der Schleusentreppe Niederfinow bergauf befördern ließ.

200 Tage im Jahr war der letzte Kaiser der Deutschen auf Reisen, viele Tage davon mit seinen Yachten. Das brachte ihm den Namen ein: Willhelm Immer Reisefertig (I.R. eigentlich Imperator Rex, das setze er gerne hinter seinen Namen). Alljährlich am zweiten Pfingstfeiertag unternahm er mit einer seiner vielen Yachten eine Lustfahrt um die Insel Potsdam. Eine dieser Yachten nahm er sogar mit ins holländische Exil, obwohl dort seine wahre Leidenschaft dem Holzhacken galt, bei dem er dann auch gestorben ist.

Es regnet auf unserer Fahrt durch den Templiner See.

Unheimlich gerne hätte ich mir Caputh angeschaut. Doch leider war es uns nicht vergönnt dort einen Liegeplatz zu bekommen. Die wenigen Plätze für große Boote waren belegt und eigentlich sind die Anlagen eh mehr für Boote bis 8 m gebaut. In Caputh hat Albert Einstein bis zu seiner Emigration nach Amerika gelebt und es gibt ein sehr hübsches Schloss. Auch der Schwielow See hat seine Farbe dem trüben Himmel angepasst. Ganz an seinem Ende liegt Ferch. Ein winziger Ort mit einer Fischerkirche aus Fachwerk.

Mit Ferch ist das so eine Sache.

Zur der Zeit, als es noch Ritter im Land gab, lebte in einem Waldhaus am Schwielowsee eine Fee. Eines Tages durchstreifte ein fremder Ritter die Wälder um den Schwielowsee. Er verirrte sich. Die Nacht brach herein, ohne dass er auf den rechten Weg gekommen war. Da schimmerte durch die Baumstämme ein schwacher Lichtschein, auf den er zuzuging. Bald stand er vor einem Waldhaus. Auf sein Klopfen ließ ihn die freundliche Fee eintreten. Sie fand Wohlgefallen an dem schmucken Edelmann und bezauberte ihn so sehr, so dass er Pflichten und Heimat vergaß. Lange ist er bei der Fee geblieben. Da läuteten eines Tages irgendwo Kirchenglocken. Deutlich wurde ihr Schall über den Schwielowsee getragen. Nun packte den Ritter tiefe Reue. Sofort wollte er das Waldhaus verlassen. Doch die schöne Fee hielt ihn noch einen Tag zurück. Sie wusste nicht den wahren Grund für des Ritters Verhalten und meinte, es wäre ihm nur zu einsam im Wald. Darum nahm

sie ihn am nächsten Morgen bei der Hand und führte ihn auf einen Berg am Schwielowsee. Und siehe! Da, wo sonst Wälder sich ausbreiteten, lag plötzlich eine von der Fee über Nacht hervorgezauberte Ortschaft, die der Ritter vorher noch nie gesehen hatte. Dieser Ort war Ferch.

Die Sage meldet nicht, was nun geschah. Doch das ist unbestritten bis auf den heutigen Tag Wahrheit geblieben: Ferch macht noch immer auf jeden Wanderer den Eindruck, als könnte es nur von den Zauberhänden einer gütigen Fee und nicht von Menschenhand geschaffen worden sein.

Frauen ließen sich seit je her einiges einfallen um ihre Männer bei Laune zu halten.

Wir ziehen weiter und nehmen einen Platz an der Insel Werder. Die kleine Insel nur ca. 900X400 m ist der eigentlichen Stadt vorgelagert. Sie hat eine wunderschöne Kirche und eine Windmühle zu bieten. Um Werder herum ist ein geschlossenes Obstanbaugebiet. Das alljährlich im Mai stattfindende Baublütenfest ist weit über seine Grenzen hinaus bekannt. Obstwein machen sie und einen echten Weinberg haben sie auch. Fonty erzählt von den Werderschen und meint das Obst.

*Blaue Havel, gelber Sand,
Schwarzer Hut und braune Hand,
Herzen frisch und Luft gesund
Und Kirschen wie ein Mädchenmund.*

(Theodor Fontane)

Wenn er von der Werdersche erzählt meint er das Bier, das früher mal hier gebraut wurde.

*Als Großes, wie bekannt, wirft seinen Schatten;
Und ehe dich, o Bayrische, wir hatten,
Erschien, ankündigend, in braunem Schaum
Die Werdersche. Ihr Leben war ein Traum.*

(Theodor Fontane)

Ich finde es immer wieder erstaunlich, wer so alles von sich behauptet das erste und beste Bier gebraut zu haben.

In der Inselkirche Zum Hl. Geist hängt ein Bild, das Christus als Apotheker zeigt. Er ist gerade dabei die Schuld mit Kreuzwurz aufzuwiegen. Das passt recht gut zu der Bilderausstellung der letzten beiden Kriege im Raum gegenüber.

Nach einem Sonntag mit Dauerregen wollen wir bei leidlichem Wetter noch einmal in einem der wunderschönen Seen ankern. Bald haben wir die Stadt Brandenburg erreicht und unsere Tage in Preußen sind gezählt. Die Graugänse formieren sich schon. Ob sie wohl in diesem Winter gen Süden ziehn oder doch lieber bei uns bleiben?

Auffallend viele Blesshühner schwimmen in der Havel. Eigentlich ist sie ja bekannt für ihre Schwäne, doch es sind wenige zu sehen. Dafür treten die Blesshühner in Schwärmen auf und lassen sich sogar füttern wie Enten.

Das Wasser ist hier lange nicht so sauber wie es in den Mecklenburger Seen war. Es ist durchsetzt von Grünalgen. In langen schmierigen Schlieren umgeben sie das Boot vor Anker. Es folgt einer dieser Abende, die man nur am Wasser erleben kann. Kein Windhauch kräuselt das Wasser des Sees. Die Luft ist mild, fast schwül. Die Sonne, die den ganzen Tag ihr blasses Gesicht verschämt hinter einem dicken grauen Wolkenschleier versteckte, wie eine Haremsdame, taucht ihren Pinsel tief ein in die Palette überirdischer Farben. Mit einem Gemisch von Azur, blutigem Rot, zartem Orange und dämmerndem Violett taucht sie Schilf und Bäume der Ufer in geheimnisvolles Dunkel. Der See schimmert wie ein trügerischer Sumpfteich, der er vielleicht auch ist. Der Himmel ist mit flockigen, baumwollgleichen rosa Wolkenschlingen übersät, sie sehen aus wie ein purpurnes Flies. Lange kann sich die Sonne nicht vom Tag trennen und schickt immer wieder lange Glutstreifen, die aussehen wie die Verheißung auf eine bessere Welt. Und während die Abendröte weg dämmt erklingt im Schilf aus hunderten von Vogelkehlen ein vielstimmiges Hintergrundkonzert.

Auch unsere Weiterfahrt durch die seeähnlichen Verbreiterungen und schmalen Durchstiche, der ganze gewundene Flusslauf ist sehr romantisch, idyllisch. In Brandenburg wollen wir uns mit unseren Bootsfreunden von der „Moses“ treffen. Sylvia und Per kommen uns entgegen, also können wir uns fast nicht verfehlen. Natürlich erlaufen wir uns auch diese Stadt. Brandenburg ist eine Stadt in der vor der Wende sehr vieles dem Verfall preisgegeben war. Sie sind eifrig dabei die Stadt zu sanieren. Neben unserem Wasserwanderrastplatz ist ein riesiger Gebäudekomplex. Er könnte ein Anschauungsobjekt industrieller Baukunst des 19.Jh. sein. Die St. Annen-Höfe und der Brennabor-Hof waren zu DDR-Zeiten eine Traktoren-Fabrik. Hier wurde im 19.Jh. das erste Fahrrad gebaut, das erste Auto und der erste Traktor, erzählt uns ein Einheimischer stolz. Natürlich haben wir ihm nicht widersprochen. Wir haben schon verstanden, dass Brandenburg die Wiege der Menschheit ist. Warum das ganze Viertel aber St. Annen heißt, das konnte mir in ganz Brandenburg keiner erklären. Gegen Sylvia und Per sind wir regelrechte Stubenhocker. Sie sind um ein Vielfaches verrücktere Globetrotter als wir. Moses ist ein holländisches Plattbodenschiff, eine Tjalk, mit sehr viel Charme. Ein Hingucker, vor dem jeder stehen bleibt und bewundernd staunt. Im letzten Jahr kamen sie aus Südfrankreich zurück, wo sie über ein Jahr alle Wasserstrassen erkundet und im Canal du Midi überwintert haben. Mit dem Wohnmobil sind sie schon kreuz und quer durch die ganze Welt gereist. Trifft man Menschen mit denen man auf der genau gleichen Welle schwimmt, dann geht der Gesprächsstoff nie aus.

Am Wochenende ist Hafenfest in Brandenburg. Ein riesiges Spektakel. Dafür benötigen sie die Mole vor der Jahrtausendbrücke. Moses, als Traditionsschiff, ist als Teilnehmer angemeldet. Bereits am Donnerstag floggt er über die Tappen (grins). Dieses wunderschöne alte Schiff, mit der Flaggenparade über den Mast muss die Landratten regelrecht vom Hocker hauen. Wir hauen auch....., wir hauen ab. Bevor einer kommt um uns zu verscheuchen holen wir die Taue ein. Ein letztes Foto, ein letztes Winken. Über die Brandenburger Niederhavel verlassen wir die Stadt. Wir sind noch keine halbe Stunde unterwegs, als es von Land her schallt: „Beluga, Beluga!“ Manfred haut den Rückwärtsgang rein. „Ein tolles Buch“, rufen sie. „Jeden den wir fragen kennt es!“ Nun ja, schön wär’s. Wir plaudern ein bisschen, dann geht es weiter. Noch einmal gibt die Havel alles. Ein wunderbares Seengebiet, mit Inseln

und netten kleinen Dörfchen. Dann erreichen wir den Elbe-Havel-Kanal. Jetzt beginnt unsere Rückreise. Die Schleuse liegt bereits voller Sportboote als wir ankommen. Im Konvoi fahren wir dann auch weiter. Der Kanal ist wie alle Großschiffahrtskanäle, steckenweise ein bisschen eintönig, trotz der Föhrenwälder an seinen Ufern. Föhren scheinen Sandböden zu lieben, wir haben noch nirgends mehr Föhren gesehen als in Meck-Pom und Brandenburg. Zu DDR-Zeiten wurden die Föhrenstämme eingeritzt wie Gummibäume um Harz für die Farbenherstellung zu gewinnen. Wir verlassen jetzt Brandenburg. Der Kreis unserer Erkundungsfahrt durch Preußen schließt sich.

Preußen hatte ein langes Sterben.

- 1871 wurde ein neues Deutsches Reich gegründet, aber der preußische Staat ging nicht einfach darin auf. Mit der neuen Nationalbewegung trat jedoch Preußisches hinter Gesamtdeutschem zurück.
- Das Ende der Hohenzollern-Monarchie 1918 ist ein weiteres Enddatum: Preußen verlor trotz des Fortbestehens als Freistaat viele institutionelle Prägungen.
- Der Preußenputsch des Reichskanzlers von Papen im Juli 1932 setzte mit der Amtsenthebung der sozialdemokratischen preußischen Landesregierung Braun/Severing einschließlich des Berliner Polizeipräsidenten und des Kommandanten der Schutzpolizei, also der letzten demokratischen Regierung Preußens ein Ende und ebnete damit der NSDAP den Weg
- Mit Ende der Nazis, der Aufteilung Deutschlands in Besatzungszonen und der Abtretung aller Gebiete östlich von Oder und Neiße hört Preußen 1945 de facto auf zu bestehen.
- Das Kontrollratsgesetz Nr. 46 vom 25.2.1947 des Alliierten Kontrollrats bedeutete dann formell die Auflösung.

Wir haben 18 Jahre nach der Wende ein anderes Ostdeutschland erlebt. Die heute noch stehenden Bauruinen zeichnen ein Bild, wie die bereits schon an vielen Ecken wieder blühenden Städte zu DDR-Zeiten ausgesehen haben müssen. Eines muss man den Bürgern der ehemaligen DDR zu Gute halten, sie haben die meisten der im Krieg beschädigten oder zerstörten Gebäude wieder aufgebaut.

In Potsdam die Gärten und Schloss Sanssouci, den französischen Park, den englischen Park, das Neue Palais, das Chinesische Teehäuschen, die Orangerie, die Bildergalerie, das Schloss Cecilienhof, in dem mit dem Potsdamer Abkommen die vier Siegermächte die Weichen für das vom Faschismus befreite Nachkriegsdeutschland stellten, das Holländer- und das Russen-Viertel, die Filmstadt in Babelsberg.

Sie haben Berlins Mitte wieder aufgebaut, die Humboldt-Uni, das Brandenburger Tor, das Kronprinzenpalais, die Neue Wache, die Staatsoper Unter den Linden, die Deutsche Staatsbibliothek, den Berliner Dom, den Gendarmenmarkt mit seinem Schauspielhaus, dem Französischen und dem Deutschen Dom, die Museen der weltberühmten Museumsinsel.

Nie haben wir auf unseren Reisen mehr fantastische Neubauten, renovierte alte Villen, glasierte Dächer in allen Farben und Kinderspielplätze gesehen als in diesem Teil Deutschlands. Es wird wohl noch einmal 20 Jahre dauern, bis sie alle Städte saniert haben, doch die blühenden Landschaften, die haben sie heute schon. Es gibt in Deutschland kaum eine Gegend die schöner ist als der Osten.

Wir haben auf unserer Reise viele dieser ehemaligen „Ossis“ getroffen und uns mit ihnen unterhalten. Wir haben Gastfreundschaft und Freundlichkeit erlebt und hatten nicht ein einziges Mal das Gefühl aus einer „anderen Welt“ zu kommen. Ich kann es bestätigen: Reisen ist tödlich für Vorurteile!

In Burg sind wir bereits in Sachsen-Anhalt. Eine kleine Stadt mit 23.000 Einwohnern, von der ich nie zuvor gehört habe. Auch hier ist vieles restauriert. Dass Burg einmal eine sehr wohlhabende Stadt war, fällt überall auf. Die Chronik behauptet, dass 1883 hier die erste Schuhfabrik Europas gegründet wurde. Sie wurde erst 1992 geschlossen. Einstmals gab es in der Stadt 36 Brauereien, heute keine mehr. 1932 gründete Dr. Kraft die erste deutsche Knäckebrotfabrik in Burg. Knäckebrot wird immer noch hier produziert. In den letzten 15 Jahren wurden in die Sanierung der Burger Altstadt 410 Millionen Euro investiert.

Wenn ich unsere Eindrücke über die neuen Bundesländer resümiere, dann fällt mir spontan Goethes Ostersparziergang ein, in dem er schrieb:

Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
aus der Straßen quetschender Enge,
aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
sind sie alle ans Licht gebracht!

Adieu Preußen, adieu Alter Fritz, der du die Bezeichnung „der Große“ zu Recht getragen hast. Er war zwar ein großer Staatsmann, ein guter Ehemann und Diplomat war er nicht. Seine Frau Elisabeth Christine hat er vollständig aus seinem Leben verbannt und die Damen Kaiserin Maria Theresia, Zarin Elisabeth und Madam Pompadour die drei Erzherzuginnen von Europa zu nennen, zeigte auch nicht sehr viel Feingefühl. Bismarck, der Deutschland bis heute seinen Stempel aufgedrückt hat, darf nicht unerwähnt bleiben. Allerdings kann ich mich mit seinem Ausspruch: „Dreimal K ziert die deutsche Frau: Kirche, Kinder, Küche“, immer noch nicht so recht anfreunden. Adieu neues Deutschland!

Juchhu!! Wir sind durch Brandenburg gefahren und haben keinen Knollen bekommen. Und die Düsseldorfer Regina und Heinz auf ihrem Champ haben uns wieder eingeholt.

Vor uns liegt das Wasserstraßenkreuz Magdeburg mit der größten Kanalbrücke Europas.

In den Sommermonaten war es Sportbooten oft nicht gelungen über die Elbe nach Berlin, bzw. in den Elbe-Havel-Kanal zu kommen. Was für uns nur schade ist, war für die Berufsschifffahrt eine Behinderung sondergleichen. Bereits 1877 gab es die erste Idee einer Ostwestverbindung. 60 Jahre später wurde der Mittellandkanal gebaut. Über das Schiffshebewerk Rothensee gelangen Schiffe in den Magdeburger Hafen. Doch das Problem der Weiterfahrt über die Elbe mit ihren oftmals nicht ausreichenden Wasserständen war damit noch nicht gelöst. 1934 wurde mit dem Bau einer Kanalbrücke über die Elbe und der Doppelschleuse Hohenwarthe begonnen. Obwohl die Bauwerke schon recht weit fortgeschritten waren, wurden sie

kriegsbedingt 1942 eingestellt. Nach der Wiedervereinigung Deutschlands wurde mit dem Verkehrsprojekt Deutsche Einheit Nr. 17 der Beschluss gefasst die Wasserstraßenverbindung Hannover-Magdeburg-Berlin in den Bundesverkehrswegeplan aufzunehmen. Es sollte ein Wasserstraßenkreuz entstehen, das die Schifffahrt vom Wasserstand der Elbe weitgehend unabhängig macht. Zur Entlastung des alten und für moderne Güterschiffe zu kleinen Hebewerkes wurde mit dem Bau der Sparschleuse Rothensee begonnen. In Hohenwarthe wurde mit dem Bau einer neuen Doppelschleuse begonnen und von 1998 bis 2003 wurde die Trogbrücke über die Elbe gebaut. Der Abriss der immer noch bestehenden Brückenpfeiler muss eine ziemlich schwierige Sache gewesen sein. Die Nazis haben immer für die Ewigkeit gebaut.

Die neue Kanalbrücke ist vollständig aus Stahl und stellt das Kernstück des Wasserstraßenkreuzes dar. Mit insgesamt 918 m ist sie die längste Kanalbrücke Europas. 228 m überspannt der Trog die Elbe, die so genannte Strombrücke, 690 m führen als Vorlandbrücke über Land. Die Vorlandbrücke ist erforderlich als Flutbrücke für den Hochwasserabfluss der Elbe. Auch architektonisch hat man die Trennung von Strom- und Vorlandbrücke sichtbar gemacht. Während die Außenansicht des Stromtroges an ein Fachwerk erinnert, wurden die Pfeiler der Landbrücke wie ausladende geschwungene Schiffsspannen konzipiert.

68.000 m³ Stahlbeton und 24.000 t Stahl wurden verbaut. 132.000 l Wasser füllen den Trog der in 18 m Höhe über die Elbe führt. Die Kanalbrücke wird im Einbahnverkehr befahren, der vom Einsatz der Schleuse Hohenwarthe bestimmt wird. Es ist nicht nur ein Erlebnis durch den Trog zu fahren, sondern auch in der Elbe unter ihm hindurch. Das haben wir ja glücklicherweise schon im Frühjahr gemacht.

Zurzeit hat die Elbe Niedrigwasser. Bei einem Pegel Magdeburg von 70 cm ist uns ein Ausflug in die Stadt nicht vergönnt.

Derzeit ist eine Schleuse im Hafen Magdeburg im Bau, die den Hafen vom Wasserstand der Elbe unabhängig machen soll. Der Hafen kann dann über die Sparschleuse Rothensee jederzeit angefahren werden.

Wir haben unerschämtes Glück. Die freundliche Dame der Schleusenaufsicht Hohenwarthe zitiert uns an den Sportbootwarteplatz und lässt das Wasser in der riesigen Schleuse für uns ab. Dann schleust sie uns mit nur einem winzigen Sportboot nach oben. Nicht ohne uns vorher zu raten Beluga gut an dem Schwimmpoller an der Steuerbord-Wand anzubinden. Beim Entleeren des ersten Sparbeckens in die Schleuse kommt es tatsächlich zu unheimlichen Verwirbelungen. Gut, dass wir den Kleinen fest an uns vertäut haben. Ohne Schwimmpoller möchte ich da nicht unbedingt nach oben schleusen. Die Schleuse entlässt uns in einen Kanal, der viele Meter höher ist als das Umland. Von den Häusern sieht man nur die Dächer. Vor der Kanalbrücke müssen wir uns noch mal melden. „Es kommt ihnen nichts entgegen“, kommt die freundliche Stimme aus dem Funk. „Gute Weiterfahrt.“ Leider sind die Wände des Troges der Brücke so hoch, dass man die Elbe darunter kaum sehen kann. Das ist sehr, sehr schade. Jetzt ist die Elbe so, wie man sie überall abgebildet sieht. Lange Buhnen reichen bis zur Fahrrinne, dazwischen sind Sandbänke. Wir haben im Frühjahr nichts davon gesehen. Da war sie nur ein großer, breiter See.

Kapitel 16

Auf dem Heimweg

In Burg lag ein älteres Berliner Ehepaar mit einem 11 m Boot neben uns. Sie würden schon seit 30 Jahren nach Holland fahren, erzählt uns die Bordfrau. Früher erklärt sie: „Da durfte man nicht selber durch die DDR fahren, da wurde man geschleppt. Damals war der Mittellandkanal nur 12 m breit.“ Bei dieser Aussage zuckte sogar ihr Skipper ein wenig. „Heute, da isser ja wunderschön, der Kanal. So romantisch und alles grün und man hört die Vögel jublieren, den ganzen Tag.“

Wir hören leider nur das Rauschen des Wassers hinter unserer Schraube und selbst das viele Grün am Ufer macht den Mittellandkanal nicht zu einem romantischen Wasserweg.

Irgendwo unterwegs begegnet uns die „Jenny“. Sie ist als MS Wissenschaft unterwegs. Karin Scheubner ist eine sehr engagierte Schiffsfrau. Sie macht für Schifferfrauen eine eigene Zeitung und eine sehr stark frequentierte Website. Im Sommer sind sie als Ausstellungsschiff mit einer knallig angemalten Jenny in ganz Deutschland unterwegs. Oft fahren sie als Eventschiff oder als Messeschiff. Eine tolle Idee, wenn die Ausstellung zu den Menschen kommt.. Zu allen anderen Zeiten transportieren sie, wie alle anderen Berufsschiffe auch, Frachten.

Vor der Schleuse Süfeld liegt ein Schubverband, dahinter ein Selbstfahrer und jede Menge Sportboote. Wir machen uns auf längere Wartezeit gefasst. Doch bereits nach einer halben Stunde ist die Schleuse unten, die Schifffahrt ausgefahren und der Schuber manövriert in die Kammer. Alle Sportboote dürfen mit einfahren ruft der Schleusenmeister über Funk. Manfred kraust die Nase, das wird wohl eng werden. Wie überall sind auch hier die Kleinen die ersten die einfahren. Statt große Boote vorzulassen und dann gemütlich bei denen auf Seite zu gehen, belegen sie sofort die vorhandenen Poller. Als wir in die Kammer einfahren, ist die steuerbord Mauer bereits vollständig belegt. Vor uns tuckert ein junges holländisches Paar mit einer hübschen flachen Vleet, wie sie in Friesland so beliebt sind. Er hat nur einen Poller frei hinter dem Schuber, auf den nächsten Poller lege ich unser Tau. Es reicht nicht. Wir stehen mit dem Bug an seinem Beiboot an. Als der Champ einfährt und sich neben uns legt, zieht er uns noch ein Stück nach vorne. Heinz legt wieder ab und geht bei einem der Kleinen auf Seite. Dann legt der junge Holländer ab und nimmt den Klampen auf den Heckpoller. Jetzt ist er vorne nicht mehr fest. Sie drückt den Bug mit dem Bootshaken von der Wand. Er lässt die Maschine drehen um in der Richtung zu bleiben. Derweil renne ich mit einem zusätzliche Fender, denn unser Heck hängt in der Luft, weil daneben eine Aussparung von einem früheren Schleusentor ist. Dann fährt eilig noch ein Sportboot ein. Er legt sich auf die steuerbord Wand. Der Schleusenmeister ruft von oben, dass das Sportboot noch einen halben Meter weiter nach vorne muss, sonst kann er das Tor nicht schließen. Der Skipper zerrt hinten an seiner Leine, doch dadurch kommt das Boot noch weiter nach hinten. Das Tor bleibt wie ein Damoklesschwert auf halber Höhe stehen. Der Skipper brüllt seine Bordfrau an, sie soll ziehen, doch so lange er hinten zieht, hat sie natürlich keine Chance. Er geht mit seinem Tau auf den Mittelklampen, das Boot geht noch weiter nach hinten. Irgendwann haben sie es wohl geschnallt. Er nimmt seine Leine mittig und bindet an der Leiter fest. Das Tor kommt endlich. Als es ins Wasser eintaucht kommt eine kleine Flutwelle und hebt uns das Heck. Der Schuber beginnt vorne zu manövrieren und lässt seine Schraube drehen. Das bringt den Kleinen hinter ihm in Kalamitäten, der ja auch noch den Champ auf der Seite hat. Großes Gebrüll. Wahrscheinlich hat der Schleusenmeister erkannt, dass wir alle

nicht so recht glücklich sind, denn das Wasser kommt sehr langsam, was bei Sparschleusen eher unüblich ist. Da seine Bordfrau den Bootshaken zum Abdrücken hat, hängt der junge Holländer sein Tau mit dem Schrubber um. Geschickt, geschickt! Als wir ausfahren, stehen oben Berufsschiffe für die nächsten 6 Schleusungen. Gut, dass immer wieder ein kleinerer Schubverband dazwischen ist und so Sportboote auch mit können.

Kaum haben wir am späten Nachmittag angelegt, reißt Heinz das Rädchen von Bord um etwas zum Grillen zu organisieren.

Wir sind gerade morgens mit dem Frühstück fertig, als ein halbes Dutzend Feuerwehrwagen angefahren kommt. Sie erklären hier dem Nachwuchs die Handhabung der Fahrzeuge, erklärt uns der Zugführer. Dafür nehmen sie Wasser aus dem Kanal und spritzen es auch wieder rein. Da hauen wir doch hurtigst ab. Gestern hab ich alle Fenster geputzt, da brauche ich heute nicht feinen Sprühnebel aus dem Kanal und dadurch die ganze Prozedur von vorne.

Im Frühjahr, als wir unsere Reise begannen, waren die Bäume noch kahl und man konnte immer mal ins Hinterland schauen. Jetzt sind die Bäume dicht begrünt und stehen wie eine grüne Mauer neben dem Wasserweg. Zwischen den Bäumen behaupten sich auffallend viele Holunderbüsche. Ihre Dolden locken bereits üppig mit dunklen Beeren.

.....Einmal ging Frau Holle übers Land. Sie lauschte überall auf die Stimmen der Menschen, der Pflanzen und der Tiere und wenn sie eine Klage vernahm, so half sie wo sie nur konnte. Auf ihrem Gange kam sie bei einem Strauche vorbei, der einsam im winterlichen Schneefelde stand. Er war kahl und starr und seine Zweige ächzten im Winde. „Was jammerst du, Strauch?“ fragte die gütige Frau und blieb stehen. Da säuselte es ihr aus dem Gebüsch entgegen: „Ach, ach, ich muss hier einsam stehen! Niemand achtet mich. Der Mensch mag mich nicht, denn er meint, mein Holz sei zu nichts nütze. Selbst der Besenbinder, der die Ruten der Birken und Weiden in sein Haus holt, verschmäht mich. Gib mir nur etwas von ihrer Festigkeit und von ihrer Biegsamkeit, dann holt mich der Mensch zu sich!“ – „Deine Gestalt kann ich nicht ändern“, sprach Frau Holle und streichelte einen jungen schlanken Trieb.

„Du bist auf deine Weise doch auch schön; aber dein Wunsch soll so erfüllt werden: Du sollst nicht mehr einsam draußen stehen, sondern bei den Wohnungen der Menschen wachsen. Ich will dich schmücken mit so viel Blüten, dass niemand sie zählen kann und dich mit köstlichen Früchten beschenken, die Mensch und Tier ergötzen. Aus beiden aber sollen Heilkraft und Stärke kommen allen, die sie genießen.“ Als nun die schönsten Tage des Frühlings kamen, da leuchtete der Strauch hell aus tausend und aber tausend Blüten und ihr Duft war gar lieblich. Im Herbst aber flogen Vögel herbei, die taten sich gütlich an den saftigen Beeren. Das sahen die Menschen und sie merkten, dass der Strauch gute Früchte hatte. Aus den Blüten machten sie einen Tee, der half gegen Fieber und Kälte; die Beeren aber gaben ihnen köstliche Speise. Da nahmen die Menschen den Strauch zu ihren Hütten und Häusern. Sie ehrten ihn hoch und nannten ihn Holunder, das ist Hollas Baum. Ja, alt und jung achteten ihn so sehr, dass niemand es wagte, einen Holunderbusch zwecklos abzuhauen oder zu verbrennen.....

Das ist der Grund, warum wir im Spätherbst die tintenblauen Verdauungsprodukte der Amseln von unserer Terrasse putzen und Berge von abgefallenem Laub vom Gartenweg kehren. Meist sind die Beerchen längst verspeist bis wir zu Hause sind. Einmal ist es mir gelungen Gelee davon zu kochen. Gemischt mit Brombeeren ist das sehr lecker. Aus den Blüten stellt meine Freundin Ina einen vortrefflichen Sirup her.

Eine Stunde Wartezeit vor der Schleuse Anderten. Und wie könnte es auch anders sein, es gießt und ein ekliger Wind kommt auf. Zwei Frachtschiffe fahren ein, dann kommen vier Sportboote. Wir meistern das ganz gut. Hinter uns der Segler steht einige Male quer und gegenüber ein großes Motorboot hängt sich auf. Zu schleusen ist immer eine aufregende Sache.

In Minden treffen wir Traudel und Jo. Die beiden Berliner kommen jetzt von der Donau. Sie haben ihre Nimbus von Kroatien überführt. Von der Donau-Fahrt waren sie hell begeistert. Auch im Blauen Wasser gab es wenige Probleme, es war nicht so stürmisch wie bei uns. Trotzdem ist es eine wirkliche Leistung. Wir freuen uns, dass es den beiden so gut gelungen ist diesen großen, wunderbaren Fluss zu meistern.

Wir liegen in dem kleinen See vor der Schachtschleuse. Leider ist sie, warum auch immer, geschlossen. Alle Schiffe nehmen die Schleuse in die Oberweser. Der Durchgangsverkehr ist enorm. Auch der Platz für Sportboote ist knallvoll. Jeder steht mit dem Bug am Heck des anderen an. Keiner traut sich auch nur einige Meter über den Sportbootanleger hinauszustehen, weil es sofort einen Knollen hageln würde. In der Nacht macht sich eine Entenkolonie auf unserer Badeplattform breit. Jedes Mal wenn eine auf die Plattform krabbeln will, rutscht sie an dem glatten Edelstahlrohr ab und plumpst ins Wasser. Es hört sich an, als wollte eine Staffel Schwimmer hinter uns den dreifachen Salto Mortale im Turmspringen brechen. Leider geht es bis in die frühen Morgenstunden. Morgens ist die Plattform komplett zugekackt.

Den regnerischen Tag, an dem Himmel und Wasser sich gegenseitig an trübem Grau zu überbieten suchen, füllen wir mit Quatschen bis die Zunge Fransen bekommt. Dabei sind wir uns einige, es zählt allein das ewige Jetzt.

Samstagsmorgen trennen wir uns von den Berlinern, doch wir kommen noch nicht weg. Der Berufsschiffer, der hinter uns liegt lässt sich auf einen Plausch mit uns ein. Schiffsführer, die tagaus tagein in ihrem Steuerhaus sitzen, haben immer ein wenig Nachholbedarf im Plaudern. So wird es 10 Uhr, bis wir die Taue einholen. Eigentlich finde ich den Kanal jetzt lange nicht mehr so eintönig wie auf unserer Herfahrt. Immerhin ist er üppig grün. Die Bäume stehen so dicht, dass man wie durch eine Schlucht fährt. Manchmal öffnen sie sich und geben den Blick frei auf ein kleines Dorf oder eine Ansiedlung. Dort läuft der Wasserweg in Höhe des 1. Stockwerks. Ich glaube, da wär's mir nicht wohl. Wenn ein Damm einbricht, was ja nie auszuschließen ist, dann gibt's ganz schön nasse Füße. Im Frühling haben wir eigentlich recht ruhig an den Spundwänden der Wasserwanderrastplätze gelegen und hatten das Gefühl, dass die Berufsschiffahrt bei Annäherung das Gas weg nimmt. Jetzt könnte ich es so nicht mehr bestätigen. Sie rauschen an uns vorbei, dass wir oft genug Bedenken haben, dass die Tampen reißen. Zuweilen danke ich im Stillen den Arbeitern der Westwind-Werft, dass sie beim Aufschweißen der Klampen nicht gepfuscht haben. Wir trödeln, ich gebe es zu. So gerne wir wieder zu Hause wären, so schwer fällt uns in jedem Jahr die Heimreise. Wie schnell hat uns der Alltag wieder geschluckt. Bevor wir den Mittellandkanal verlassen machen wir noch eine Pause in einem Seitenarm. Später kommt ein Österreicher mit einem Segelboot. Sie zigeunern durch Deutschland und Frankreich erzählt er uns. Dann bittet er um Rat. Er hat unheimlich viel Ähnlichkeit mit unserem Österreicher Bootsfreund, auch der fragt und sagt bei der Antwort generell: „Das waas ich eh schoo.“ Warum fragen sie dann? Warum fragen Menschen überhaupt einen anderen, wenn sie anschließend genau das Gegenteil von dem tun was man ihnen rät? Ich habe schon lange aufgehört anderen Ratschlägen zu erteilen. Ich sage einfach was wir tun oder tun würden. Sollen sie ihre Erfahrungen selber machen. Erfahrung heißt aber gar nichts. Man kann seine Sache auch 40 Jahre schlecht machen. Oder man sieht es locker und sagt: „Ich bin nicht zehntausendmal gescheitert, ich hab zehntausend

Wege entdeckt, die zu keinem Ergebnis führen“. In Fuestrup legen wir noch mal eine Rast ein. Die Welt um uns ist grau. Wie ein Schwarzweiß-Film. Von einem auf den anderen Tag ist es Herbst geworden. Es ist kühl, nass und deprimierend wie im November. Aber der Wetterbericht verspricht uns die Rückkehr des Sommers. So lange können wir jedoch in Fuestrup nicht ausharren, obwohl es ein sehr gemütlicher Hafen ist mit allem Komfort den sich ein Bootsfahrer nur wünschen kann. Wir fahren nach Münster. In der alten Kammer müssen wir hochschleusen. Ihre Wände sind ausgebrochen, es wird Zeit, dass die neue Schleusenanlage fertig wird. Die Schleuserei ist extrem unangenehm. Oder haben wir nur vergessen wie es zugeht? Beluga wird schwer hin und her gebeutelt und ich zerre mir einen Kropf. Als wir in das Hafenbecken von Münster einbiegen sieht es aus, als würden die großen Hallen noch gewerblich genutzt werden, doch beim Näherkommen lesen wir an einer Halle „Hafen-Markt“. Super. Da halten wir natürlich sofort an. Leider ist der Markt wegen seiner Winzigkeit enttäuschend. Nur ein paar Imbissstände, ein Gemüsestand und ein Bäcker. Er hat Kümmelbrot und Gewürzbrot wie in Bayern. Ich liebe es. Der Gemüsehändler erzählt mir sofort, dass der Endivien aus der Pfalz kommt. Ich frage ihn grinsend wieso er mich sofort richtig einsortiert hat und er grinst zurück, dass er viele Jahre in Mannheim gelebt hat. Ich muss ein fürchterliches Kauderwelsch von mir geben, wenn ich locker als Bayer, Schwabe und Pfälzer durchgehe. Ach ja, ein Gummibärenstand war auch da. (kkrr)

Das Hafenbecken ist elend weit von der Altstadt entfernt. Doch sie ist den langen Fußmarsch wert. Auf dem Prinzipalmarkt mit den schönen Renaissancegiebeln an den Patrizierhäusern und den kleinen Läden unter den Arkaden pulsiert das Leben. Der Dom aus dem beginnenden 13.Jh. im romanisch-gotischen Übergangsstil erbaut. Das erhabene Gebäude beherbergt u.a. eine astronomische Uhr von 1542. Sehr sehenswert. Nur die moderne Orgel..., nun ja. Lt. Baedeker soll Münster Europas Fahrradhauptstadt sein. Jedenfalls ist die Masse der Fahrräder nicht zu übersehen. Angeblich soll es mehr Fahrräder geben als Einwohner. Fest steht, man ist immer und zu jeder Zeit einem Fahrrad im Weg, egal wo man gerade läuft. Abends verlegen wir Beluga dreimal, bis es der Satantenne endlich gelingt einen Sender zu fangen. Wir harren recht lange aus, denn im dunklen Hafengebiet treibt sich viel Jungvolk herum. Trotzdem verbringen wir anschließend eine ruhige Nacht. In der Schleuse Herne-Ost nehmen wir einen Anhalter an Bord. Simon ist mit dem Skateboard unterwegs. Von Köln aus ist er durchs ganze Ruhrgebiet gerollt. Jetzt ist er auf dem Heimweg. Im letzten Jahr war er mit dem Rollbrett in Paris. Nur einmal musste er in einer Jugendherberge schlafen, sonst hat er seinen Schlafsack einfach irgendwo im Feld aufgerollt. Schon verrückt, was jungen Leuten alles einfällt. In Essen setzen wir ihn wieder aus, da will er sich mit einer Freundin treffen. Ein paar Meter weiter fischen wir einen Fußball aus dem Wasser. Die Kids freuen sich wie verrückt. Irgendwann wird uns der Heiligenschein erschlagen. Schleuse Oberhausen erlaubt es uns über Nacht an der Schleuseninsel anzulegen. Das gesparte Geld können wir dann in der Düsseldorfer Altstadt auf den Kopf hauen. Die Schleuse nehmen wir morgens ziemlich früh mit einem Berufsschiff. Ob er in den Rhein fährt will Manfred wissen. „Wie reinfährt?“, fragt der Schiffsmann erstaunt zurück. Na in den guten alten Vater Rhein eben. Ja, da fährt er hin. Leider sind in der Ruhrschleuse schon 2 Berufsschiffe. Wir würden dazu passen meint der Schleusenmeister. Doch als wir einfahren steht Beluga mit voller Schiffshälfte hinter der Dämpfungsmarkierung. Rückwärts wieder raus und eine dreiviertel Stunde auf das nächste Schiff warten. Als wir dann abwärts schleusen stellen wir fest, dass es bei der Markierung entweder keinen Trepel gibt oder er so tief ist, dass man ihn nicht sieht. Da hätten wir gut dazu gepasst. Es gibt Schleusenwärter, die machen ihren

Job, Tore auf und zu, Schieber auf und zu. Es gibt aber auch Schleusenwärter, die echt nett und aufmerksam sind, die Sportboote auf die Seite der Schwimmpoller aufmerksam machen, oder woher das Wasser einschießt. Oder, dass man sich als Sportboot um die Drempe/markierung nicht kümmern muss. Es gibt auch Berufsschiffer, die fahren in die Schleuse ein, binden sich fest und nehmen den Schub aus der Schraube. Andere lassen die Schraube drehen, drücken damit ihr Heck an die Schleusenwand und scheren sich keinen Deut darum was hinter ihnen mit Sportbooten passiert. Das sind die, deren ständiger Schwell die Kammerwände ausspült und die sich im Kanal nicht um die Geschwindigkeitsvorgaben kümmern oder mal das Gas weg nehmen, wenn ein Schild Sog und Wellenschlag vermeiden am Ufer steht, nur weil eine Anlegestelle für Sportboote da ist. Und es gibt Freizeitskipper, die bremsen für Paddler, Ruderer und Angler und andere....?

Zitat: "Zwei Dinge sind unendlich: das Universum und die menschliche Dummheit, aber bei dem Universum bin ich mir noch nicht ganz sicher."

Leider fallen mir solch guten, passenden Sprüche nur selten ein. Ich glaube ich hab es bei Zille gelesen, aber auch da bin ich mir nicht ganz sicher.

Während ich über diese Weisheit nachdenke, macht Beluga eine merkwürdige Bewegung nach rechts. Wellen denke ich, doch irgendwie ist es anders. Dann legt sie sich nach links und rauscht vorwarnungslos durch einen Kieshaufen. Es hört sich an wie ein Graupelschauer, nur von unten. Die Schraube scheint keinen Stein erwischt zu haben. Wir sind mindestens dreißig Meter, eher mehr von den Leitwerken und den grünen Fahrwasserbaken entfernt. Der Rhein hat Niedrigwasser. Und gleich hat er uns Rumtrödler klar gemacht was ein richtiger Fluss ist. Unser Rhein hat einen ganz besonderen Geruch. Nach Wasser und Pflanzen, nach Sand, Kies und Steinen? „Pah“, sagt Manfred. „Nach Dreck und Chemie!“ Nein, das stimmt nicht. Der Rhein hat ein ganz eigenes Odeur, nach Rhein eben, vielleicht nach Undine und Wassermann? Nach Heimat? Nach Kindheitserinnerung? Für ein kleines Mädchen endete an seinem Ufer Raum und Zeit. Er war Gestade der Unendlichkeit und Ewigkeit. Ich würde ihn unter allen Flüssen dieser Erde herausriechen. Unser unvergleichlicher, wunderbarer Rhein, so riecht nur er. Die Kribben reichen weit in den Strom hinaus, dazwischen kleine Strände. Lange nicht so fein wie in der Streusandbüchse aus der wir kommen. Grober, steiniger, typischer Rheinkiesel. Wir kommen langsam vorwärts. Die Strömung ist stark. Stundenlang sehe ich an unserer steuerbord Seite den Düsseldorfer Funkturm, den Rheinturm. Der 234 Meter hohe Turm wurde 1982 erbaut. Eine Kurve, unter einer Brücke hindurch und er erscheint zu unserer Linken. Ach Rhein. In Düsseldorf blubbert die Uferpromenade nur so vor Menschen. Ein Fest? Der 350. Geburtstag von Kurfürst Jan-Wellem. Ich werde den Düsseldorfer Heinz vom Champ, fragen müssen, was es mit diesem Jan-Wellem auf sich hat, er ist ein wandelndes Geschichtsbuch. Gaukler, Musiker und Seiltänzer unterhalten die Menschen, ein Handwerksmarkt auf dem alles angeboten wird, was schon die Barockgesellschaft in Kauflaune versetzte. Natürlich Met und Honigbier. Samstagabend ein spektakuläres Feuerwerk. Die können feiern, diese Rheinländer. Auch auf dem Wasser ist der Teufel los. Außer der Berufsschiffahrt, ist die weiße Flotte allgegenwärtig und schießt wie aufgeschreckte Hornissen kreuz und quer und durcheinander. Bei km 743 tasten wir uns am Rheinturm vorbei in das Hafenbecken. Heinz hat uns eingeladen das Wochenende bei ihnen zu verbringen. Der Düsseldorfer Motor-Sportclub nimmt uns auf wie alte Freunde. Was für einen Gegensatz zu den Potsdamern in der Havelbucht.

Düsseldorf wurde um die Mitte des 12. Jahrhunderts erstmals erwähnt. 1288 wurden der Stadt durch Graf Adolf von Berg die Stadtrechte verliehen. 1614 wurde Düsseldorf zur Residenzstadt der Fürsten von Pfalz-Neuburg, den späteren Kurfürsten der Pfalz. Na, Pfälzer, also! Kein Wunder, dass wir uns hier wohlfühlen. 1805 wurde die Stadt Hauptstadt des napoleonischen Herzogtums von Berg, 1815 dem Königreich Preußen eingegliedert. Wie passend für unsere Spazierfahrt durch Preußen.

Der ehemalige Industriehafen wurde platt gemacht. Um den Hafen sind moderne extravagante Glaspaläste gebaut worden und drei irre Häuser von dem Amerikaner Frank O. Gehry. Erst dachten wir sie wären von Hundertwasser, doch der Stil ist anders und nicht bunt. Dafür aber kein bisschen weniger verrückt. Einen Spaziergang durch dieses neue Viertel kann ich jedem nur empfehlen, es ist atemberaubend. Trotz seiner Avantgarde ist es kein bisschen kalt und leblos, eher faszinierend, ja atemberaubend. Schade, dass es den Berliner Stadtplaner nicht gelungen ist Mitte genauso harmonisch futuristisch zu erneuern.

Der Rhein, egal wie gefährlich er sich auch immer wieder brüstet, ist der Fluss Düsseldorfs. Die Düssel nur die missachtete, kleine Namenspatronin. Sie fließt eingefasst wie ein Festungsgraben, der sie früher wohl auch war, durch die Stadt. Das Getränk der Düsseldorfer? Alt natürlich... und Killepitsch natürlich... Und das wichtigste Fest? Das Erwachen des Hoppeditz am 11.11. und seine Beerdigung am Aschermittwoch. Wir sind in einer Narrenhochburg.

Die Düsseldorfer Altstadt ist die längste Theke der Welt!

Man sagt, es sei nicht immer gut
Zu viel des Biers zu saufen
Trinkt man zu viel von diesem Sud
Kann man bald nicht mehr laufen!

Abends ruft Caro an um sich zu vergewissern ob der Opa wirklich auf dem Heimweg ist. Wie oft muss sie noch schlafen, bis er endlich wieder daheim ist? Ob das ganz, ganz wirklich stimmt! Versprochen ist versprochen und wird auch nicht gebrochen?! Enkelkinder werden nur geboren um ihre Großväter um den Finger zu wickeln. Eigentlich hatte Manfred Bedenken, der Rhein könne Hochwasser haben, denn es hatte im Süden sehr oft und stark geregnet. Er hätte sich besser vor Niedrigwasser fürchten sollen. Wir kommen stellenweise voran wie die Schnecken. Der Rhein ist in seinem zurzeit sehr schmalen Bett unheimlich flott unterwegs. Er steht dem Hochwasser im Frühling in nichts nach, nur da fahren wir bergab. In 10 Stunden 80 km weit zu kommen, das ist mühsam. Durch den starken Schiffsverkehr steht kräftiger Wellengang im Fluss und lässt Beluga fortwährend aus dem Ruder laufen. Ständiges Gegenlenken ist angesagt.

Der Jachthafen Oberwinter ist völlig neu. Neue Dalben wurden gerammt. Im ganzen Hafen sind neue Steiger. Die Ausleger sind von der Länge her geradezu ein Traum. Hier hat einer viel Geld investiert und sogar Ahnung von der Materie gehabt. Nur den Aufkleber, der auf die Scheibe geklebt jedem sagen soll, dass wir bezahlt haben, ist eine Katastrophe. Er lässt sich nur mit dem Schaber wieder abkratzen.

Als wir morgens ablegen taucht eine strahlende Sonne Fluss und Ufer in ein geradezu überirdisch klares Licht. Was für ein Blick. Bewaldete Hänge, die bereits beginnen sich mit Herbstfarben zu schmücken, Burgen, kleine Schlösser, Villen, Kirchen, kleine Orte, die sich an die Hänge schmiegen. Leider hält die Glückseligkeit nicht lange an. Schon eine Stunde später zieht die Sonne ein graues Wolkentuch über ihr Gesicht.

Koblenz ist die letzte preußische Stadt, die wir passieren. Kaiser Wilhelm I. überblickt stolz den Zusammenfluss von Rhein und Mosel am Deutschen Eck. Burg Stolzenfels. Schinkel, du Baumeister Preußens, mögen viele deiner Bauten in Berlin auch in Schutt und Asche liegen, mit der Stolzenfels hast du dir ein Denkmal gesetzt.

Eine Übernachtung in der Mündung der Lahn um in Lahnstein einen letzten Einkauf zu machen. Dann kämpfen wir uns durch die Bergstrecke. Als wollte uns die Sonne den Abschied noch schwerer machen, flutet sie das Tal mit Wärme und Licht. Mittelalterliche Orte, die Loreley, die Pfalz bei Kaub, der Mäuseturm. Bewaldete Berghänge, schroffe Felsen, ein Tal, so wunderbar dramatisch, dass man immer wieder unwillkürlich den Atem anhält. Vier, fünf, ja sechs Meter hohe Mauern versuchen den Rhein in seinem Bett zu halten, wenn er die Muskeln spielen lässt. Doch immer wieder gelingt es einem Jahrhunderthochwasser die Mauern zu überwinden.

Die Reise in unsere preußische Vergangenheit und Gegenwart ist beendet.

Das Schlusswort überlasse ich Goethe:

*Auch das ist Kunst, ist Gottes Gabe,
aus ein paar sonnenhellen Tagen,
sich soviel Licht ins Herz zu tragen,
dass, wenn der Sommer längst verweht,
das Leuchten immer noch besteht.*

Ich freue mich auf zu Hause, auf Enkelkinder und Familie, auf Freunde und Bekannte, auf sehr viel Arbeit an der Website, auf mein neues Kinderbuch, auf Hektik und Stress, auf Winter und Abende am Kamin und ich freue mich darauf, dass wir uns danach wieder auf eine neue Reise begeben.

Cuum sui que - Jedem das Seine!

Suum cuique - Beluga in Preußen

Quellennachweis:

Die preußischen Königinnen, Karin Feuerstein-Praßer, Piper-Verlag 2003
Preußens Könige, Heinz Ohff, Piper-Verlag 2001
Törnplaner Mecklenburgische und Märkische Gewässer, Dagmar Rockel, QuickMaritim 2207
Heine, Walter Victor, Aufbau-Verlag 1967
Mit Butler und Bootsmann, H.M. Doughty, QuickMaritim 2001
Mein Mecklenburger Land, Edmund Schroeder, Pertermänken-Verlag 1957
Reuter, gesammelte Werke, Hanne Müte, Knauers 1910
Theodor Fontane, Aufbau Taschenbuch Verlag 2005
Zweites Lesebuch Rostock 1916
Ein mecklenburgischer Volkserzähler, Siegfried Neumann, Akademie-Verlag 1968
Zitate Wilhelm Busch
Informationen über Bundeswasserstraßen, Schifffahrtsverwaltung des Bundes
Wasserwege Magazin Heel-Verlag 3/06
Speisekarte Gaststube Exempel, Tangermünde
Die Mark Brandenburg, Lucie Großer Edition 2004
Reise-Handbuch.de Jahrgänge 2006 – 2008
Wassersport im Osten 2008, Wirtschaftsverband Wassersport e.V. Berlin
Wittenberge Touristenführer 2008
Seenland Reisemagazine Jahrgänge 2006-2008
Urlaub auf dem Wasser, TMS Medien Jahrgänge 2006 – 2008
Die Elbe, Bundesminister für Verkehr. Oktober 2006
Wasserstraßenkreuz Magdeburg, Bundesminister für Verkehr
Düsseldorf – neu entdeckt, Jasnime De Angelis – Hans-Ulrich Kreß, Wartberg-Verlag 2004
Diverse Internetseiten
Informationen von Fremdenverkehrsämtern
Wikipedia
Baedeker Deutschland
Marco Polo - Berlin